

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 35.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 25. August 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Viller.

(Schluß.)

„Herr Kolte,“ stammelte der gleichfalls triefende Professor, „darf ich Sie vor allen Dingen um trockene Kleidung ersuchen?“

Und Herr Kolte, dessen Augenbrauen nach dem hohen Erlebten noch nicht ihre normale Lage angenommen hatten, trat steif, würdevoll und keines Wortes mächtig, aus der Schar der immer mehr zurückweichenden Gäste, winkte dem Professor, ihm zu folgen, und stieg mit ihm die Treppe hinan, die zu seinem Schlafzimmer führte.

Gretchen zeigte große Neigung, gleichfalls die Treppe zu ersteigen; aber diesmal hielten beide Schwestern sie mit Gewalt zurück und zogen sie den Anderen nach in den Salon.

„Das muß man ihnen lassen, sie haben sich den passendsten Moment für ihre Verlobung ausgesucht,“ bemerkte Freund German trocken.

„Mir ist nur Eins unbegreiflich,“ meinte Tante Therese.

„Daß Sinchen nicht wartete, bis er sie umarmte?“ fragte Freund German.

„Nein, daß Fritz und Josephine so erstaunt ausfahen. Ich hab's ja schon vor acht Tagen gewußt.“

„Und die glücklichen oder unglücklichen Eltern nicht aufgeklärt?“

„Nein. Ich sagte zu meinen Töchtern: Ihr macht keine Anspielung. — Wenn man uns nicht in's Vertrauen zieht, werden wir uns doch nicht vordrängen.“

„Das hätte ich Sinchen nicht zugetraut; erst sich heimlich zu verloben, und dann sich öffentlich mit dem Professor zu umarmen!“

„Sinchen!...“ wehrte Frau Josephine eine zweite Umarmung in des jungen Mädchens Stube ab. „Erst ziehe Dich um; es ist ja gerade, als würde ein nasser Schwamm auf mir ausgedrückt. Ich muß mir selbst ein trockenes Kleid anziehen.“

Doch Sinchen mußte wenigstens reden. „Bist Du böse, Mama?“

„Wie soll ich mir nur erklären, daß Du mir nichts, Dir nichts den Professor umarmst?“

„Habe ich ihn umarmt, Mama? Ich weiß es nicht mehr. Ich war so in Angst, weil ich dachte, er wäre erschlagen.“

„Aber er hatte ja abgeschrieben? Wie kamst Du dazu, ihn heute zu erwarten?“

„Wegen der homöopathischen Kur, Mama!“

„Sinchen, Kind, Du sprichst doch nicht im Fieber?“ Die Hand der besorgten Mutter faßte nach ihrer Stirn.

„Ach, Mama! Der Professor wollte ja Papa homöopathisch kuriren.“

„Papa ist aber nicht leidend?“

„Es war Dir doch nicht recht, daß Papa alle Tage Gäste einlud,“ entgegnete das Mädchen schlau; „da sagte der Professor, — ich nenne ihn noch immer Professor, Mama, —“

„Also weiter; der Professor sagte?“

„Er sagte es ein bisschen philosophischer, ungefähr so: Du hättest Dir z. B. den Magen mit Kuchen verdorben, nun, so müßtest Du durch Kuchen auch wieder kurirt werden, — und das nennt man...“

„Die Gäste hat uns also der Professor auf den Hals geschickt?“

Sinchen war jetzt in einem trockenen Kleide und konnte ihre Mutter umarmen. „O, liebe Mama, schilt nicht mit ihm; er hat's ja gut gemeint. Und ich glaube, Papa ist geheilt; aber Du darfst ihm nichts verrathen, sonst giebt er's nicht zu, daß...“

„Ja, nun wünsche ich aber doch zu wissen, wie es zugegangen, daß Du hinter dem Rücken Deiner Eltern und ohne mir ein Wort zu sagen...“

„Ja, wenn ich das wüßte, Mama! Als der Professor das letzte Mal hier war, fragte er, ob ich ihn belohnen wollte, wenn er uns wieder glücklich machte. Du weißt, Mama, wie unglücklich wir damals schon waren. Natürlich wollte ich ihn belohnen; und dann sagte er, daß er mir auch etwas ganz allein anvertrauen wollte. Natürlich wollte ich das auch gern wissen; aber das sagte ich nicht, und er sagte mir auch nichts, und da...“ Hier stockte Sinchen und wurde sehr roth.

„Da hat er mich ein bisschen umarmt. Das hat Tante Therese nicht gesehen. Doch als ich ihn auszankte, weil er beim Kaffee Alles ungeschickt machte, hat er mir die Hand geküßt, und das hat Tante Therese gesehen, — und ich dachte, sie würde Dir's sagen, und dann hätte ich auch Alles gesagt, — aber es war so

wenig zu sagen, weißt Du, und da dachte ich, er kann ja zuerst reden, wenn er kommt, und gewiß kommt er noch heute. Der Termin ist sicher ein Vorwand; er will nur nicht Alles mit erleben, was er uns eingebrockt hat, — und darum erwartete ich ihn, — und ich sah ihn an der Landungsbrücke, und als der Blitz in die Pappel fuhr, da war's, als fühlte ich einen Schlag auf den Kopf, und eine Stimme rief: ‚Nun ist er erschlagen,‘ und da lief ich fort, — und sah ihn gar nicht; aber er sah mich, und es rührte ihn sehr, daß ich feinetwegen hinausgelaufen war. Ich dachte nicht, daß Ihr uns sehen würdet, und daß Gretchen gleich so ein Aufhebens machen würde.“ Mutter und Tochter hielten sich umschlungen. „O, liebe Mama, ich bin so glücklich!“

„Gott sei Dank, daß der Professor ein Mann ist, dem wir Dich vor allen Männern am liebsten anvertrauen,“ sagte Frau Josephine, durch Thränen lächelnd



N. Lieb's Dirndl. Von Paul Selgentreff. — Siehe Seite 150.

Zu Herrn Nolte's Schlafzimmer war die Unterhaltung nicht so lebhaft.

Herr Nolte benahm sich, als ob er gleichfalls einen Schlag bekommen hätte; er suchte und suchte in seinem Kleiderschrank und brachte endlich nur einen Rock angeschleppt.

„Herr Nolte,“ bat der Professor, um welchen sich ein See bildete, „ich muß allerdings auch um Pantalons bitten.“

Stumm wandte sich Herr Nolte wieder dem Schranke zu und kramte weiter; als er endlich mit einem Paar Beinkleidern ankam, hatte sich der Professor so weit seiner Kleidungsstücke entledigt, daß er zu der Ueberzeugung gekommen war, auch eines Oberhemdes zu bedürfen; schließlich brauchte er auch Socken und Schuhe, und jedes Stück schleppte Herr Nolte stumm, nach langem Suchen, herbei.

Endlich stand der Professor in einem Aufzuge, der unter anderen Umständen Herrn Nolte sehr zum Lachen gereizt haben würde: die Verschiedenheit dieser Mämer, — der eine klein und dick, der andere groß und schlank, hatte sich nie so deutlich gezeigt, als in diesem Augenblicke. Die Pantalons reichten dem Professor kaum bis auf die Knöchel und seine Arme streckten sich lang aus den Ärmeln des Fracks hervor. Trotz dieses Unbildes lachte Herr Nolte nicht; darum wagte auch der Professor nicht zu lachen, und die Feierlichkeit des Moments fing an, ihn zu bedrücken. Auf einmal faßte er einen Entschluß, ging auf Herrn Nolte zu und umarmte ihn.

„Sie sind mir doch nicht böse, Herr Nolte?“ sprach er herzlich. „Ich liebte Ihr Sinchen schon lange, und daß sie mich wiederliebt, hat sie mir heute bewiesen.“

„Es ist aber sonderbar, daß man davon erst erfährt, nachdem man sich vor der ganzen Gesellschaft umarmt und geküßt hat.“

„Ja, daran war nur das Gewitter schuld, Herr Nolte. Sie können versichert sein, daß ich mit dem Vorsatze herauskam, noch heute Abend mit Ihnen zu reden.“

„Na, das hätte mir heute gerade noch gefehlt. Sie müssen doch sehen, daß wir das ganze Haus voll Gäste haben, die sogar beabsichtigen, auch noch die Nacht hierzubleiben.“

„Ihre große Gastfreundschaft verleitet.“

„Ich habe keinen Menschen eingeladen, und hinauswerfen kann ich sie leider auch nicht bei dem Wetter. Also wie sollte man in dieser Unruhe ein vernünftiges Wort reden!“

„Ich fürchte, daß Sie auch mich bis morgen früh behalten müssen, und wenn Sie dann erlauben.“

„Ein Jahr müßt Ihr warten, — unter keiner Bedingung erlaube ich, daß die Hochzeit vor einem Jahre ist.“

„Gott sei Dank!“ rief der Professor und schüttelte seinem Schwiegervater die Hand. „Sie haben es mir leichter gemacht, als ich hoffen durfte.“

„Wenn die ganze Gesellschaft die Geschichte weiß, da bleibt nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen.“

„Zum bösen Spiele, Herr Nolte? Vertrauen Sie mir ungern Ihr Sinchen an?“

„Zum Kuckuck, Professor, Sie müssen sich doch selber sagen, daß man sich von dem Kinde ungern trennt! Siebzehn Jahre hat man's um sich gehabt und sich daran erfreut. . .“ Hier brach seine Stimme, er schritt schnell zur Thür hinaus; der Professor folgte, und es gehörte seine glückliche Bräutigams-Stimmung dazu, die Gratulationen in einem solchen Kostüme entgegennehmen zu wollen. Auf Spott und Gelächter machte er sich freilich gefaßt.

Als die Herren hinaustraten, ging die gegenüberliegende Thür auf; Sinchen und die Mutter erschienen ebenfalls, und Sinchen hing gleich an ihres Vaters Hals. Sie war gerührt; aber als ihr Blick auf den Bräutigam fiel, brach sie trotz der Thränen in ein helles Lachen aus. Lachen ist ansteckend; die Eltern und der Professor wurden gleichfalls davon ergriffen, und als sie in den Salon traten, die ganze Gesellschaft.

„Ach! Jamos! Das ist eine Situation, wie man sie nicht besser erfinden könnte,“ schrie Dr. Urner ohne alles Lächeln und mußte sich vor Lachen auf einen Stuhl setzen; Frau Josephine sank auf den nächsten. „Also dazu haben wir Sie gästlich aufgenommen, dazu hat mein Sinchen sich in Todesgefahr gestürzt, damit Sie jetzt komische Figuren aus uns machen?“

„Aber gnädige Frau, ich werde ja keine Namen nennen und die Villa Josephine nach Amerika verlegen.“

„Es scheint mir ein fragliches Vergnügen, als komische Figur an die Öffentlichkeit zu kommen, lieber Herr Doctor.“

„Aber gnädige Frau, das hängt ja erst von der Gunst irgend eines Redacteurs ab.“

„Nun, ich bin gewarnt,“ rief sie lachend. „Ich werde mich jetzt vor dem Umgange mit Schriftstellern hüten.“

Frau Josephine erhob sich. Es war jetzt keine Zeit zum Ruhen; ihre Stimmung war auch nicht darnach. Von allen Seiten mußte sie die Glückwünsche entgegennehmen. „Ja, es ist ein großes Glück,“ sagte sie. „Ich kenne Niemand, dem ich lieber mein Sinchen anvertraute.“ Aber dabei empfand sie Schmerz. Ein Fremder hatte ihr das Herz ihres einzigen Kindes entwendet; es war vergeblich, daß sie sich sagte, es sei das Schicksal aller Eltern, und daß es ihr nicht einmal lieb sein würde, wenn es anders wäre; das Glücksgefühl kam gegen das Schmerzgefühl nicht auf.

Herr Nolte schien durch die Verlobung seiner Tochter auch nicht heiterer geworden. Die Glückwünsche nahm er mit sehr zweifelhafter Miene auf. Er empfand eine grenzenlose Sehnsucht, mit seiner Frau allein zu sein, um mit ihr das wichtige Ereigniß zu besprechen. „Wenn sie vernünftig wäre, ließe sie die ganze Gesellschaft und ginge mit mir in die Höhle, damit wir ungestört reden könnten,“ dachte er grimmig; „aber wie mir scheint, ist ihr dieser Dr. Urner und Freund German und Therese wichtiger, als ihr eigener Mann. Nach mir fragt sie nicht, sie hat nur Augen und Gedanken für ihre Gäste; wenn es denen nur an nichts fehlt; ich bin gar nicht für sie vorhanden. Und Sinchen ist auch nicht besser; da geht sie nun schon wieder und umarmt ihre Mutter zum so und so vielen Male; warum umarmt sie mich nicht?“

Eifersüchtig und grollend kam Herr Nolte in einen Zustand, wo er geneigt war, mit Herrn Rlye und dem Amtsrichter Streit anzufangen.

Sinchen aber umarmte wirklich Frau Josephinen zum so und so vielen Male. „O, ich bin so glücklich, Mama,“ flüsterte sie, „und ich habe ihn schon Karl genannt, und er will, daß ich ihn ‚Du‘ nenne; aber das bringe ich noch nicht zu Stande.“

Sinchen auf dem Fuße folgte der Professor. „Ich bin so glücklich, Mama,“ sagte er bewegt und küßte ihre Hand. „Nicht wahr, ich darf Sie ‚Mama‘ nennen?“

Nun kann man aber von Glück und guten Wünschen nicht allein leben; besonders wenn man nur als Zeuge und Wünschender theilhaftig ist. Zudem hatte sich das Gewitter verzogen und stürzte die Anwesenden nicht mehr in der Ueberzeugung, daß ein gutes Abendbrod jetzt wohl am Platze wäre.

Tante Therese, eine practische Frau, wußte, daß eine frischgebackene Braut und Schwiegermutter nicht geeignet sind, an Alles zu denken, daß man sie folglich unterstützen müsse. Ohne viel zu fragen, begab sie sich demzufolge nach der Küche; aber hier stieß sie auf ein bemerkenswerthes Hinderniß in der Gestalt Friederike's.

Friederike saß auf einem Stuhle und trank Kaffee. „Ne, meine gute Madame Albrecht,“ erklärte sie auf Tante Therese's Aufforderung, ohne sich zu erheben, „da wenden Sie sich nur an meine gnädige Frau. Wenn sich unser Fräulein Sinchen verlobt hat, freut mich das sehr, obgleich sie noch hätte damit warten können; aber ich bin Sie keine Hotel-Köchin!“

„Ja, was meinen Sie denn damit, Friederike?“

„Ich diene Sie bei Herrn Kaufmann Nolte, aber in keinem Hotel, und ich bin Sie nicht gewohnt, daß es heißt: heute sind wir allein, und wir machen dem Herrn sein Lieblingsgericht, eine Naluppe, — und auf einmal heißt's: Friederike, heißt's, wir sind fünfzehn Personen zu Tische! Eine Hotel-Köchin bin ich nicht.“

„Gut,“ entschied Frau Therese, „da Sie nicht helfen wollen, und wir doch nicht hungrig bleiben können, müssen Sie sich nicht wundern, wenn wir uns selber helfen, und wenn vielleicht mehr Leute in die Küche kommen, als Ihnen lieb ist. Wo ist denn das Hausmädchen?“

„In ihrer Kammer und heult.“

„Warum heult sie denn?“

„Ja, was soll sie denn Anderes thun? Wenn ich so 'ne junge Person wäre, wie die Anna, da heulte ich Sie auch; jetzt aber trinke ich zum Troste ein Schälchen Kaffee. Denn sehen Sie, was zu viel, das ist zu viel. Da stehen Sie heute Mittag noch die Teller, wie sie vom Tische kamen, die Töpfe sind noch nicht aufgewaschen, und da heißt Sie's schon wieder: Kaffee für zwanzig Personen, heißt Sie's, — das hält Sie aber kein Mensch aus, sage ich Sie; nein, das geht Sie über menschliche Kräfte, wenn man Sie keine Hotel-Köchin ist! . .“

Tante Therese war nun hinlänglich über die Lage aufgeklärt; sie begab sich in den Salon. „Hört, Ihr Mädchen,“ sprach sie zu ihren Töchtern, „Ihr müßt Euch jetzt selbst rühren, wenn wir ein Abendbrod sehen wollen. Sinchen ist Braut, Tante Josephine ist Schwiegermutter, Friederike ist keine Hotel-Köchin, und das Hausmädchen heult.“

Die Botschaft wurde mit großem Jubel aufgenommen; Sinchen wollte sich's nicht nehmen lassen, mit zu helfen, aber sie wie Tante Josephine wurden durch allgemeine Abstimmung ausgeschlossen.

Die drei Cousins liefen hinunter nach der Küche,

und die drei jungen Herren, die nicht verlobt waren, ihnen nach. Was nun folgte, ist schwer zu beschreiben. Sie kehrten das Unterste zu oberst, räumten die Schränke aus und stürzten die Speisekammer um. Friederike schlug nur immer die Hände zusammen. „Aber das geht Sie ja hier ärger zu als im Kriege!“ schrie sie.

„Ja, wenn man keine Hotel-Köchin ist, muß man sich das gefallen lassen,“ belehrte sie der Freiwillige, und das gleichfalls seiner Thätigkeit enthobene Hausmädchen kam vom Weinen in's Lachen, und aus dem Lachen kam sie gar nicht mehr heraus.

„Ein Schinken,“ triumphirte Dr. Urner und brachte ihn wie eine Sieges-Trophäe angeschleppt.

„Makronen!“ jubelte der Conservatorist; da wurde ihm von Fräulein Gretchen bedeutet, mit ungekochten Maccaronis könne man nichts anfangen. Der arme Mensch hatte kein Zunderglück; er brachte altbackenes Weißbrod zum Vorschein, Stearinlichte und einen Zuckerhut, und wurde endlich mit allgemeiner Zustimmung ausgewiesen.

Schließlich aber gelang es ihm, den Weinkellerschlüssel zu erobern, und nun, während der Freiwillige am Herde stand und Rühr-Eier machte, fanden er und Dr. Urner ein reiches Feld der Thätigkeit. Als Gretchen gar eine Büchse mit Ananas entdeckte, war der Jubel allgemein, und Herr Rlye braute eine Bowle.

Nach dem Abendbrode, bei dem es an Toasten nicht mangelte und Dr. Urner seinen unterdrückten Trinkspruch anbrachte, setzte sich der Conservatorist an das Piano und spielte die Aufforderung zum Tanze; dann ging er in einen Strauß'schen Walzer über. Im Augenblicke waren alle im Wege stehenden Möbel beseitigt, und das junge Volk tanzte vergnügt.

So bis gegen zwei Uhr hörte man Lachen und lustige Stimmen, dann aber war's wie zu Ostern, wenn ein Kerzchen nach dem anderen in der Kirche ausgeblöscht wird; eine Stimme nach der anderen verstummte, und Jeder suchte, wo er ein stilles Plätzchen zum Schlafen fände.

Frau Josephine hatte schon längst ihre Thätigkeit als Hausfrau wieder angetreten. Bei Zeiten war die kleine Frau Rlye mit ihrer unruhigen Gesellschaft im Gastzimmer untergebracht worden; auch die Dienstmädchen wurden früh zu Bette geschickt, damit sie am anderen Morgen zur rechten Zeit ausgeschlafen hätten. In Sinchens Stube fand Gretchen ein Unterkommen; Tante Therese aber sträubte sich ernstlich, mit ihren beiden anderen Töchtern das Nolte'sche Ehepaar zu vertreiben. Trotzdem mußte der arme Herr Nolte es sich gefallen lassen, auch seine Schlafstube besetzt zu finden. Wo sollte er nun sein müdes Haupt zur Ruhe legen? —

Im Wohnzimmer saßen nur noch der Rechtsanwält und Dr. Urner; sie politisirten, rauchten und tranken den letzten Rest Bowle. Auf der Chaiselongue in Sinchens Zimmer lag der Professor und träumte, wie es schien, schon von ihr, denn er rührte sich nicht bei Frau Josephinen's Eintritt. Sie durchschritt das Wohnzimmer, wo sie den Freiwilligen und den Conservatoristen schlafend fand, öffnete ihres Mannes Zimmer und hörte ein vernehmliches Schnarchen, welches der Amtsrichter verursachte, der auf dem Ledersopha ausgestreckt lag. Nur ihren Mann fand sie nirgends.

Eine plötzliche Angst erfaßte sie. Konnte er zu dieser späten Stunde noch in's Gasthaus gegangen sein, weil er im eigenen Hause kein Unterkommen fand? Aber nein, das war so ganz gegen seine Art; das hätte möglicher Weise den Leuten Veranlassung zum Reden gegeben, und das liebte er nicht. Wenn er aber nicht ausgegangen war, mußte er sich doch irgendwo im Hause finden.

Sie lief hinunter nach den Küchenräumen, denn ihr Licht war im Verlöschen; sie brannte sich dort eine Laterne an, und nach einem flüchtigen Blicke in Küche und Vorrathskammer überzeugte sie sich, daß er auch hier nicht weilte.

Noch einmal spähte sie dann in jedes Zimmer, — keine Spur von ihm. Dr. Urner lag jetzt, ein Sopha-kissen unter dem Kopfe, auf dem Teppich; Herr Rlye hatte sich vermittelst eines Lehnstuhls und zweier Stühle ein Lager construirt; da Beide schliefen, schloß Frau Josephine, daß die Bowle bis zum letzten Tropfen ausgetrunken wäre.

Wo aber sollte sie ihren Gatten noch suchen? Es ist ein eigenthümliches Gefühl, in der tiefen Stille der Nacht, nachdem die lauten, lustigen Menschen stille Schläfer geworden sind, ruhelos und einsam durch das Haus zu schleichen. Eine qualende Angst schnürte ihre Brust zusammen; sie konnte kaum hoffen, ihren Gatten im Hofe zu finden, und doch schloß sie das Haus auf und trat hinaus.

Der Morgenwind wehte ihr erfrischend entgegen; die Sterne erbleichten schon, und der erste röthliche Schimmer stieg im Osten auf. Unruhig flackerte das Flämmchen in der Laterne, als wisse es, daß ihm kein langes Dasein mehr beschieden sei.

Frau Josephine blickte sich um. Da fiel ihr auf,

daß in der Thür des Waschhauses der Schlüssel steckte; sie öffnete erwartungsvoll, — und fand ihren lieben Mann.

Auf einem uralten Lehnstuhl, der hier ein zurückgesetztes Dasein fristete, war er eingenickt, fuhr aber bei ihrem Eintritte auf und fragte mürrisch, ob er auch hier nicht einmal Ruhe mehr finden könnte.

Da war sie aber schon an seiner Seite und schlang die Arme um ihn: „D, mein geliebter Mann, habe ich Dich endlich wieder!“

Merklich befänstigt entgegnete er: „Du hast mich ja selbst aus meiner Schlafstube hinausgeworfen.“

„Du weißt, wie viele Menschen ich unterbringen mußte, und in unserer Schlafstube fanden drei Personen Platz. Ich hatte Dir vorher schon auf dem Schlafsofa in der kleinen, braunen Eckstube ein Lager zurecht gemacht, und damit Niemand ungerufen einbränge, hatte ich den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Nun komme nur schnell, damit Du noch ein paar Stunden Schlaf findest.“

Schlaftrunken und etwas steif von dem harten Sitze, erhob er sich und folgte ihr; sie war ihm behülflich, und wie ein müdes Kind brachte sie ihn zur Ruhe.

„Aber wo wirst Du denn schlafen?“ fragte er, als sie ihm das jetzt erst ein.

„D, für mich findet sich schon ein Fleckchen.“

Da fühlte sie sich von den Armen ihres Gatten umschlungen. „Gehe nicht fort,“ bat er. „Ich will Dich, — nur Dich allein. Mag der Teufel die ganze Gesellschaft holen, — Dich will ich behalten, — hörst Du? Ganz allein Dich.“

„Fritz,“ schluchzte sie, „wenn es Dich glücklich macht, will ich Dir ja alle Tage Gäste einladen; aber so kann ich nicht weiterleben; ohne Deine Liebe kann ich nicht weiterleben! — Und nun verläßt uns auch das Kind!“

„Ja, ja, nun wird's wieder, wie's am Anfange gewesen, — wir werden allein sein, — wir Beiden ganz allein!“

„Und da ist's ja ganz natürlich, daß Du Dich nach Umgang sehnst; es ist nicht gut für Dich, immer allein zu sein.“

„Nach Dir sehne ich mich und nach keinem anderen Menschen; ich bin ihrer überdrüssig. Sie haben mir mein Haus verleidet mit ihrem verdammten Gerede. Der Akye will Alles besser wissen und hat doch nicht für einen Dreier Geschmack; und der Amtsrichter heißt einem mit den national-ökonomischen Pflichten die Hölle ärger als Beelzebub!“

„Meine Speisekammer ist auch gründlich geleert,“ versicherte Frau Josephine, aber sie lächelte dabei; denn wie jämmerlich klein und gering erschienen ihr jetzt alle häuslichen Sorgen und Mühen.

„Wie sie in meinem Weinteller gehaut haben, davon will ich gar nicht reden,“ fiel Herr Nolte ein. „Es war ein etwas kostspieliger Tag. Dem Conservatoriten mußte ich die Reise nach Weimar bezahlen, — reichlich, wie sich's versteht; und Dr. Arner, weißt Du, sah auch auf dem Trocknen, weil ihm alle Manuscripte zurückgeschickt wurden.“

„Hat er Dich ange...“

„Nein, angepumpt hat er mich nicht gerade, aber der arme Kerl that mir leid; es muß sehr peinlich sein, Manuscripte wiederzuerhalten; und deshalb...“

„Dagegen ist nichts zu sagen, aber daß er sich wohl gar eingebildet hat, unser Sinchen zu bekommen...“

„Was? Meinst Du, er habe auf Sinchen speculirt?“

„Frau von Åsmus gab mir zu verstehen, daß er Sinchen liebe...“

„Hätte ich das geahnt, würde ich ihm nicht so viel gepumpt, — sollte wohl gleich sagen: geschenkt haben. Na, die Åsmus, die versteht's! Dem gewissen Lupinoff muß ich auch noch ein Bild für tausend Mark abkaufen. Am nächsten Freitag führt sie mich in sein Atelier.“

„Und weißt Du, daß ich morgen, oder vielmehr heute, eine Wohnung für die kleine Frau Akye mieten muß?“

„An dem Akye kannst Du sehen, was ein Tyrann zu bedeuten hat, Josephine. Gegen so einen komme ich nicht auf. Führt nichts wie schöne Redensarten im Munde. Das ist die richtige Sorte. Na, der armen, kleinen Frau wird's gut thun, wenn sie die Tyrannei einmal los ist. Die Wohnung will ich schon bezahlen und Gott danken, wenn mich der Junge nicht im Schlafe stört!“

„Daß Du und wir Alle und Dein Geburtstag als eine Humoreske verarbeitet werden sollen, das...“ Hier machte Herr Nolte eine Bewegung, als wollte er aus dem Bette springen, und Frau Josephine fuhr mit Geistesgegenwart fort: „Das will ich nicht fürchten.“

„Ich danke; sollte Dr. Arner die Absicht haben, wäre ich geneigt, ihm den Hals umzudrehen. Das gestehe ich Dir ehrlich, Josephine, ich habe nun die ewigen Besuche satt, und in diesem Sommer lade ich keinen Menschen mehr ein.“

„Aber mein Schatz, an so einem Einsiedler-Leben finden wir Beide keinen Geschmack; ich mache einen anderen Vorschlag: wir richten uns einen jour fix für unsere guten Freunde ein. Nun, was sagst Du dazu?“

„Hm, das will ich mir noch überlegen. Jetzt möchte ich Dich aber fragen: was sagst Du zu unserem Sinchen?“

Die Sonne hatte schon einen beträchtlichen Lauf zurückgelegt, ehe es in Villa Josephine lebendig wurde. Sinchen war eine von denen, welche am frühesten erwachten. Das Glück weckte sie, wie die Kinder am Weihnachtsmorgen; es war so groß, daß sie fast nicht daran glauben konnte. Als sie aber an's Fenster trat, sah sie es in leibhaftiger Gestalt im Garten herumspazieren. Da litt es sie auch nicht länger in der Stube; behutsam, um Gretchen nicht zu wecken, huschte sie hinaus. Heute kam das „Du“ schon von ihren Lippen, als ob sie längst darauf eingeübt wäre.

Friederike erwies sich an diesem Morgen wieder sehr gnädig und lehnte, in Anbetracht der bräutlichen Verhältnisse, jede Hülfe Sinchens beim Frühstück ab.

Allmählig fand sich die ganze Gesellschaft ein, der Conservatorist vollständig grau, ein warnendes Beispiel für Alle, welche eine Ananas-Bowle zu sehr lieben. Dafür strahlte Herr Nolte in guter Laune, und alle Höflichkeit, welche er Tags zuvor versäumt hatte, suchte er nachzuholen.

Beim Frühstück konnte sich Frau Josephine nicht enthalten, zu sagen: „Eigentlich bin ich für homöopathische Kuren nicht sehr eingenommen, doch habe ich von so glänzenden Resultaten durch dieselben gehört, daß ich fest entschlossen bin, der Allopathie untreu zu werden.“

Da guckte sie ihr Schwiegerjohn an und lachte; Sinchen wurde roth und lachte auch. Dann küßte der Professor seiner Schwiegermutter die Hand und fragte: „Liebe Mama, bist Du mir böse?“ worauf Herr Nolte die Augenbrauen in die Höhe zog und bemerkte: „Der Zusammenhang ist mir ganz unverständlich.“

Frau Josephine aber hielt es nicht für notwendig, ihren lieben Mann darüber aufzuklären.

Nachdruck verboten.

„Mehr Weib als die Anderen.“

Von Hans Wachenhusen.

Wohl an die zehn Jahre meines Lebens habe ich in Paris verbracht und also die Pariserinnen kennen gelernt; daß ich aber die Französinnen im Allgemeinen kenne, darf ich nicht behaupten, denn ich bin neun Monate im Sattel durch den größten Theil von Frankreich gereist, ohne eine solche zu sehen.

Man braucht das nicht so buchstäblich zu nehmen, denn sieben Achtel der Pariserinnen sind aus der Provinz, und im Uebrigen erklärt sich die Sache dahin, daß diese Reize während des Feldzuges von 1870 in meiner Eigenschaft als Kriegs-Verichterstatter geschah. Stelle Dir vor, Leserin, welsch einen Begriff dieselben von den deutschen Frauen haben mußten, den Frauen von Barbaren, die sie aus Furcht und Haß keines Blickes für würdig hielten, von männlichen Ungeheuern, die nur menschlich zu stimmen, wenn man ihnen eine Schale voll Sauerkraut vorsetzte; eine Thatsache, die so weit ging, daß sogar die nach Frankreich verheiratete Tochter eines großen Frankfurter Bankhauses sich aus Furcht vor ihren Landsleuten verleben ließ, aus ihrem Schlosse nach Tours zu fliehen, wie sie es Alle thaten, sobald nur die Lanzenspitze eines Mannen am Horizonte erschien!

Ich scheue mich nicht, auszusprechen, daß die Pariserin das ignoranteste und zugleich lebenswürdigste Geschöpf ist, das aus richtig verstandenen Instinkten die Mode erfinden mußte, denn sie weiß sich schon in ihrer Kindheit grazioser zu drapieren, als jede Andere. Sie lernt nichts, als schön zu sein, auch in demselben richtigen Instinkte, denn nach den Gesetzen der Schönheit ist sie es in seltenen Fällen. Eins fehlt immer in ihrem Gesichte: die Regelmäßigkeit, und meist ist die Nase daran Schuld, die gegen diese Gesetze verstößt. Hat sich in Paris der Salon der großen Oper mit dem glänzendsten Damenfloer gefüllt, die Schönsten darunter werden Fremde sein, die Graziossten sind jedoch stets die Pariserinnen. Sie haben immer „Chic“, immer Grazie, und um gleich das Gegenstück von einer Gala-Vorstellung in der großen Oper anzuführen: man braucht sie nur bei Regenwetter an einem der belebtesten Uebergänge des Boulevard des Italiens haufenweise aus allen Schichten dastehen und warten zu sehen, bis die Passage über den Boulevard frei wird, — sie tanzen mit einer Annuth über den schwarzen Schlamm, ohne daß die gewöhnlichste Grifette sich ihre weißen Strümpfe beschädigte.

Sie lernen, wie gesagt, wenig. Die Erziehung im Kloster bei den höheren Kreisen ist eine mehr als oberflächliche, einseitige; sie lernen dort Gott verehren, um ihn schnell zu vergessen. Diese Erziehung geschieht nur in äußerst strenger Abschließung, die das junge Herz mit doppelter Sehnsucht nach außen erfüllt. Sind sie aus den Klösterräumen entlassen, so heißt es, wie Jacques Offenbach zu seiner Tochter sagte: „So, jetzt kannst Du in meine Operetten gehen!“ In der mittleren Bürgerklasse ist die Erziehung noch dürftiger; im Arbeiterstande, der sich lange, sogar unter dem zweiten Kaiserreiche, in der Familie vor der allgemeinen „dovergondage“, vor Anstreckung bewahrte, der aber seit der Belagerung ebenso verkommen, ist von Erziehung gar keine Rede, denn das Mädchen muß in die Fabriken und verfällt frühzeitig moralisch; aber das hindert sie nicht, wenn sie in reiche Hände geräth, durch angeborenen Chic äußerlich die Duchesse zu repräsentieren.

Chic, Spirit und Mode, das sind die drei französischen Heroica; das Wort „Mode“ mit dem wunderbaren Hauche und Tone der Pariserin, der Französin überhaupt, auszusprechen,

gelingt einer Fremden nur nach großer Uebung. Es liegt ein Zauber in dem Worte, den manche Nicht-Französin hinein zu legen kaum jemals erlernt; die ganze Seele der Pariserin liegt darin, aber auch der Inbegriff alles Könnens, Gelingens und Vollendens. Ich erinnere mich, wie ich einmal eine reiche Berliner Dame zu der damals gefeierten Modistin Alexandrine führte; die erstere wollte von dieser einen neuen Hut nach Berlin mitnehmen. Alexandrine lehnte die eilige Bestellung ab; auf ihrer Bitten erklärte sie: „Je ne suis pas inspirée!“ und die Berlinerin wählte unter den vorhandenen Modellen früherer „Inspiration“ der großen Künstlerin. Von dem berühmten Damenschneider Worth erzählte man Aehnliches als unerreichtem Kleiderdichter.

„Les Parisiennes sont femmes, mais elles sont plus femmes que toutes les autres femmes“, sagte eine französische Schriftstellerin; das heißt zweifelsohne: sie besitzen alle Eigenschaften des Weibes in weit höherem Grade, als die Anderen. Indes geschieht das hier, wie mit den Sinnen im Allgemeinen; durch den Mangel des einen potenzieren sich auf Kosten desselben die anderen Sinne, und diese eine fehlende Eigenschaft ist gerade das, was sonst des Weibes Stärke: das Gemüth, die Fähigkeit zum Fühlen, zum Empfinden! Diese Tasse existirt nicht in dem Seelen-Instrumente der Pariserin; sie wird ersetzt durch die Laune, die ihr in ungläublicher Intensität eigen, die sie nicht fühlen und geben, sondern mit Unterordnung selbst aller Vernunftgründe nur begehren, in der größten Verzetteltrodenheit mit sich selbst einen Götzendienst treiben läßt, in dem ihr die Mode, selbst die auschwitzendste, als Priesterin dient. Sie hat eben nichts in sich, also muß sie's an sich haben; sie besitzt keine Größe des Herzens, die Anderes neben sich anzuerkennen bereit wäre, wie ja auch der Pariser Alles belacht, was es ihm gleichthun will. Sie bewundert nur sich, und die Pariser Presse ist nur allzu galant und stets bereit, sie zu verherrlichen. Es giebt sogar eine ganze Journalistik in Paris, die sich in dieser Aufgabe erschöpft. Die Pariserin besitzt eben keinen Geist, nur den Instinkt, eine angeborene Finesse, die innere Lücke zu maskiren; sie lernt nichts, liest nichts und — liebt nichts, als sich selbst, aber auch das nicht einmal mit dem Herzen, welches ihr ein lästiger Ballast sein würde.

So, fertig für die Welt, kommt die Pariserin aus der Pension, tritt sie in's Leben. So heirathet sie ohne innere, wahre Empfindung für den Mann; so giebt sie auch ihre Kinder wieder in die Pension, um nicht durch Pflichten am Gesellschaftsleben gestört zu werden; so wird sie vielleicht frühzeitig Witwe ohne Vermögen, denn der Stand hat für sie keine Reize, und so wird sie nicht einmal mehr, was ehemals das Pariser Familienleben auszeichnete, eine ehrwürdige, liebenswerthe Matrone, die dort überhaupt ausgestorben zu sein scheint.

Erscheinen nun die Frauen anderer Nationen der Pariserin ganz untergeordnet (nur für die „flirtation“ der Amerikanerinnen hat sie Verständnis und Sympathie), so wird doch keine deutsche Frau, mit seltenen Ausnahmen, sich in der französischen Gesellschaft heimlich fühlen lernen. Eins hat die letztere allerdings vor der übrigen voraus: sie kennt nicht unser Einladungs-System, unser gewissenhaftes Abrechnungsweisen im Besuchemachen und Erwidern, das für den Geschäftsmann so zeitraubend; sie hat ihre Salons, in denen sich Alles sammelt, kommt und geht, nachdem es der Wirthin seine Subdignung gebracht. Sie hat auch nicht die von Speisen brechenden großen Tafeln mit ihren langweiligen Reden und Toasten, aber dafür fehlt ihr die Gemüthlichkeit (ein Wort, das dem Franzosen überhaupt fremd), des häuslichen, des Familienlebens, und frostig zum Erstarren wäre das Gesellschaftsleben der Pariser, wenn es ihnen nicht gegeben wäre, mit ihrem quecksilberigen, geschmeidigen Wesen Elemente der verschiedensten Art um sich zu vereinigen.

Wie Paris ein Anderes geworden ist, seit es so schwere Pfafen überstehen mußte, so ist auch die Pariserin, — ich spreche im Allgemeinen, — eine Andere jetzt, wenn sie auch in ihrem nationalen Eigenwesen dieselbe geblieben. Jenes Seine-Wabel des zweiten Kaiserreiches existirt nicht mehr, wo die schöne Eugenie an der Spitze all' der falschen Baronessen, Comtesseu und Duchessen, die ihr in frisch gestirnten Equipagen folgten, in's Bois de Boulogne fuhr, in einen täglichen Carneval mit den gepuderten Lakaien all' der nach dem Staatsstreich aufgeweckten Schmarotzer-Aristokratie, der tollsten Abenteuerer-Waude, die den Thron des neuen Kaisars ausgerichtete, sich also auch auf dessen Stufen lagerte. Selbst die Namen jener wilden, lustigen Epoche sind so schnell verschwunden, wie sie aufgetaucht. Jene Zeit, da die Fürstinnen und Herzoginnen des petit cercle der schönen Eugenie aus Uebermuth sich mit den Bänkefängerinnen der Cafés d'antants, „encanaillifirten“ — Beziehung für das Wort, es diente damals als Stigma — und die femmes honnêtes diese benedieten, weil ihr sie Alle die indischen Shawls bestrimmte, die in den Schaufenstern hingen, — sie ist wie eine Sonne im Blute der Nation untergegangen, als die Kaiserin, eine geborene Spanierin und dennoch die französischste aller Französinen, ihre „petite guerre“, ihren kleinen Krieg haben wollte. Sie ging in's Exil mit einem gedemüthigten Gatten und wandte damals einer traurigen Hinterlassenschaft, einer in Luxus und Sittenlosigkeit corrumpten weiblichen Generation den Rücken, die alles Glend über sich ergehen lassen mußte, das der Zusammenbruch der kaiserlichen Herrlichkeit brachte.

Aber wahr ist es: die Frauen in Paris ertrugen das mit ungläublicher Aufopferung, — wieder nicht aus Seelengröße, die ihnen fremd ist, — aus demselben practischen Instinkte, von dem ich schon sprach, aus kluger Berechnung des Nützlichen und Nothwendigen. Und so waren sie es, die den in jener wüsten Epoche der Belagerung vielfach verirrt, in ihrer Parteiwuth verananten Männern die Hüfte abnahmen und ihnen sagten: „jetzt habt ihr Politik genug getrieben, ihr seht, wohin sie geführt hat; geht an die Arbeit, an die Geschäfte, damit wir einmal wieder anständige Toilette machen können!“

Die Hefe indes war damals nach oben getiegen und seitdem nicht mehr zu bewältigen. Den Männern der guten Gesellschaft ward es immer unerträglich, auf der Straße den Cylinder zu tragen und die Hand unbedeckt zu zeigen, um sich äußerlich von dem Duvrier zu unterscheiden, und den Frauen ist die Republik eine abscheuliche Regierung, die in schmutzigen Stiefeln einhergeht. Und wie das „Gehirn“, die „Capitale der Welt“, ihre Gewalt in der europäischen Politik verloren, so mußte sie sich auch entschließen, die der Mode mit Anderen zu theilen. Die Pariserin wird zwar nie dazu kommen, in derselben die Schöpfungen dieser Anderen voll anzuerkennen, aber in der Kunst, sie zu tragen, wird ihr auch keine den Vorzug freitig machen. Sie ist eben nur Weib in des Wortes äußerlichster Bedeutung.

Rachdruck verboten.

Allerlei Schuhwerk.

Von Klaus von Rheden.

Mit elf Abbildungen.

In London hat vor einiger Zeit eine interessante Ausstellung historischen Schuhwerkes aus der reichhaltigen Sammlung des Herrn Joseph Bor stattgefunden, die von Neuem bewiesen, welche bedeutende Rolle zu allen Zeiten die Bekleidung unserer Füße gespielt hat. Stiefel und Schuhe waren nicht nur bereits bei den Cultur-Völkern des klassischen Alterthums im Gebrauche, wir begegnen ihnen vielmehr noch früher in allen Theilen der Welt, und zwar oft in Formen, die im Laufe späterer Zeit, vom Mittelalter bis in die Tage unserer Großmütter, wiederkehrten. Auch in dieser Beziehung hat der würdige Ben Aliba Recht, wenn er behauptet, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt. Der sogenannte Schnabelschuh beispielsweise, der zur Zeit der mittelalterlichen Herrschaften als Krone der Modeschönheit galt, figurirt schon auf ägyptischen und etruskischen Denkmälern und war auch den Römerinnen als *calceus repandus* wohlbekannt.

Als einfachste Form der Fußbekleidung finden sich in der erwähnten Ausstellung neben altägyptischen Sandalen die Sohlen aus Reintierleder, wie sie noch heute von den Bewohnern der nördlichen Polarländer getragen werden. Die ägyptische Sandale besteht aus Bastgeflecht und wurde durch einen Bastriemen über den Spann am Fuße festgehalten; ein zweiter Riemen verband den Spanriemen mit der Sohle zwischen der großen und der zweiten inneren Zehe. Nicht minder primitiv in der Form ist die Sandale der Grönländer, nur findet sich bei ihr durch das Umbiegen und Zusammenschnüren des Spitzenleders noch eine Schutzvorrichtung für die Zehen, die diesen empfindlichsten Theil des Fußes vor dem Erfrieren bewahrt.

Anklänge an diese ursprünglichste Art der Fußbekleidung sehen wir in dem hier neben wiedergegebenen Brautschuhe einer Schönen aus Damascus. Sohle und Stöckel bestehen aus Holz, doch sind letztere sowohl, wie auch die Kante der Sohle reich mit Perlmuttermuscheln und bunten Malereien geschmückt, während der Spanriemen aus Saffianleder mit Goldstickerei verziert ist. Diese Form der Sandale mit zwei Stöckeln ist bei den Frauen des Orients allgemein Sitte. Besonders die vornehmeren Araberinnen lieben es, — in ähnlicher Weise, wie dereinst die europäische Damenwelt in der Epoche der Stöckelschuhe, — die beiden senkrechten Holzträger der Sandale sich möglichst hoch anfertigen zu lassen, wodurch natürlich die Gestalt der Schönen wächst, aber zu Ungunsten der Freiheit und Grazie in der Bewegung. Bei den Sandalen der Türkinnen findet sich insofern ein Unterschied von der sonst gebräuchlichen Form im Oriente, als dort der am hinteren Theile der Sohle befestigte Stöckel dem, allerdings völlig mittelalterlich erhöhten Absatz unserer Damenschuhe gleicht. In den größeren Städten der Türkei hat übrigens seit Jahrzehnten unsere Stiefelette mit Gummizug bereits siegreich Einzug gehalten, und auch in Algier und Tunis haben Araberinnen und Kabylinnen vielfach die unbequeme Stöckel-Sandale mit dem Lederstiefel vertauscht. Nur die Jüdinnen Nord-Africas halten noch an der althergebrachten Fußbekleidung fest, die bei ihnen aus sehr zierlich gearbeiteten und mit reicher Goldstickerei geschmückten, hochhackigen Pantöffeln besteht, welche jedoch so kurz sein müssen, daß der Haken des in kurzen Strümpfen steckenden Fußes noch über die obere Abgabfläche des Schuhs hervorragt. Natürlich wird dadurch der Gang erheblich beeinflusst; es ist kein sonderlich ergötzlicher Anblick, wenn man die meist unförmlich wohlbeleibten Damen des Orients über die Straße watscheln sieht.

Auch der Schuh eines indischen Rajahs, den unsere Bilder-Serie bringt, ähnelt der Form der abiaßlosen Sandalen. Es ist jene Schuhart, von der wir oben sprachen, — eine der ältesten der Welt, der wir auf den Bildwerken aus etruskischer, ägyptischer, assyrischer und altindischer Zeit häufig begegnen. Von den Etruskern übernahmen, wie viele andere Moden, die Römer dieselbe. Bis in das spätere Mittelalter hinein erhielt sie sich in vielen Theilen Europas und artete zeitweise zu wahrhafter Monstruosität aus, so daß Geistlichkeit und Behörden, — wie 1452 der Cardinal Capristanus zu Nürnberg, 1460 der Rath daselbst, 1478 der Bischof von Bamberg, — gegen den Anflug der Schnabelschuhe einzuschreiten für gut befanden. Der nebenstehend abgebildete indische Schuh ist aus feinem Leder gefertigt und äußerst reich mit Goldstickerei verziert. Er stammt aus dem vorigen Jahrhundert, doch ist genau dieselbe Form noch heute im ganzen Oriente gebräuchlich.

Der Schuh König Eduards IV. von England, der sich gleich-

falls in der Bor'schen Ausstellung als eine der Haupt-Kuriositäten derselben befand, führt uns in das sechzehnte Säculum hinein. Man trug damals allgemein den sogenannten gehackten Schuh, d. h. einen Schuh mit breitem Zehenabschlusse, der möglichst wenig Seitenleder hatte. Er bestand gewöhnlich aus

Sammet und war, wie die Abbildung zeigt, mit Puffen verziert; hin und wieder verirrte sich der Geschmack sogar so weit, daß man statt der Puffen Schließe an Overtuche anbrachte, durch welche man die mit Ringen bekleideten Zehen sehen konnte.

Ein ganz merkwürdiges Stück der Sammlung ist der Hausschuh der Maria Stuart, der nach Form und Arbeit den buntgefärbten Morgenschuhen, wie sie noch vor nicht zu langer Zeit bei unseren Damen Sitte waren, gleicht. Elegant und geschmackvoll, obwohl nur aus schlechtem Naturleder gefertigt, präferirt sich der Schuh der schönen Maria von Lothringen, der nachmals so berühmten Herzogin von Longueville und Mutter der unglücklichen Schottenkönigin Maria. Die Fußbekleidung der Männer und Frauen war um diese Zeit eine analoge und wurde gewöhnlich aus Rohleder gefertigt; der Absatz nahm bereits eine ziemlich hohe und spitze Form an, die später, — am Ende des sechzehnten und zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, — immer grotesker ausartete und schließlich den Damenschuh von dem der Männer wesentlich unterschied. Zu diesem Unterschiede der Form trat dann auch noch eine Verschiedenheit des Stoffes. Während für den Männer Schuh fast ausschließlich Leder als Material gewählt wurde,

stellte man die Frauenschuhe der Vornehmen von der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ab, gewöhnlich aus hellfarbigem Seidenzeuge her. Nur die Luxuschuhe der Frauen niederen Standes, die im Alltagsleben niedrige Lederschuhe oder Pantoffeln trugen, bestanden nicht aus Seide, sondern aus, — meist schwarzem — Sammet. Von 1650 ab entwickelte sich die Mode des Stöckelschuhes immer mehr, und damit begann auch, im achtzehnten Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichend, die Zeit des größten Luxus für den Damenschuh. Man war nicht mehr damit zufrieden, den Schuh aus schwerem, gemustertem Seidenzeuge herzustellen, sondern verjah ihn auch noch mit prächtiger Stickerei und mit Gold- und Silberbesatz, ein Schmuck, der sich bis auf die Ablässe erstreckte. Die beste Illustration für die Verschwendungssucht dieser seltsamen Zeit bieten die auf der Bor'schen Ausstellung in mehreren Exemplaren vorhandenen Schuhe der Königin Anna von Großbritannien und Irland. Der eine derselben ist aus wundervollem Brocat gefertigt und weist eine hervorragend schöne Handstickerei auf, die in Form von goldenen Farnblättern den ganzen Schuh überzieht. Der hohe, geschweifte Haken aus Kork ist mit rothem Leder überzogen und gleichfalls mit ornamentaler Stickerei geschmückt. Auch das Innere des Schuhs besteht aus feinem Saffianleder. Die Sohle ist ziemlich dünn und mit weißem Leder gepolstert und schließt sich, — wie dies bei den Stöckelschuhen ziemlich allgemein gebräuchlich war, — nicht unmittelbar an das Hintertheil des Schuhs an, sondern ist an den Absatz festgenäht, dessen Trittfläche sie bildet und auf dessen innerer Seite sie herabläuft.

Der zweite Schuh der Königin Anna, den das Bild uns zeigt, steckt in einem eigenartigen, aber nicht ungraziösen Ueberschuhe. Man trug diese Ueberschuhe bei schlechtem Wetter schon im fünfzehnten Jahrhundert ganz allgemein, nur bestanden sie bei den Männern aus einfachem Holze, während sie für die elegantere Damenwelt aus starkem Leder gefertigt wurden, wie der durch die Illustration veranschaulichte, welcher überdies noch mit einem farbigen und gemusterten Stoffe überzogen ist und über dem Spanne durch zierliches Handwerk zusammen gehalten wird.

Eine ziemlich gleiche Form-Entwicklung, wie der Stöckelschuh, wies der Pantoffel auf; der Bequemlichkeit halber wurde jedoch hierbei neben der weichen Polsterung der inneren Sohle auch der Absatz breiter und niedriger gestaltet, bis er um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine fast plumpe, jedenfalls sehr derbe Form annahm, die sich aber bei Weitem zweckmäßiger erwies, als der hohe Stöckel. Auch die Spitzen flachten sich bei den Hausschuhen mehr und mehr ab.

Außer den erwähnten Fußbekleidungen enthält die Bor'sche Ausstellung noch eine große Anzahl weiterer Schuhe von historischem und culturgeschichtlichem Interesse, sowie eine Menge Schuhe, Stiefeln und Sandalen außereuropäischer Völkerschaften. Es würde zu weit führen, auf a e diese Kuriositäten zurückzukommen, aber schon der flüchtige Ueberblick, den wir den Leserinnen in vorstehender Skizze geben, dürfte ihnen zeigen, welche Wichtigkeit man zu allen Zeiten der Fußbekleidung beigelegt hat. Sie spielt eine bedeutende Rolle in der Geschichte des Kostüms, der Cultur und Sitte und — der menschlichen Natur.



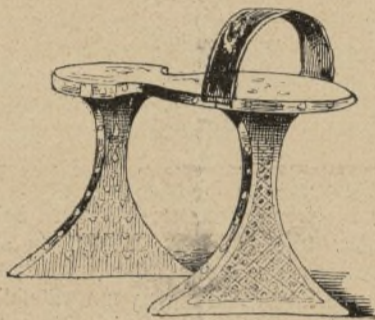
Altägyptische Sandale.



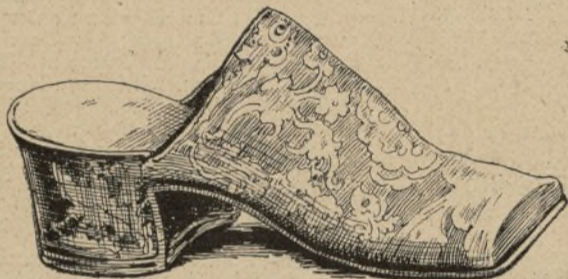
Schuh und Ueberschuh der Königin Anna von England.



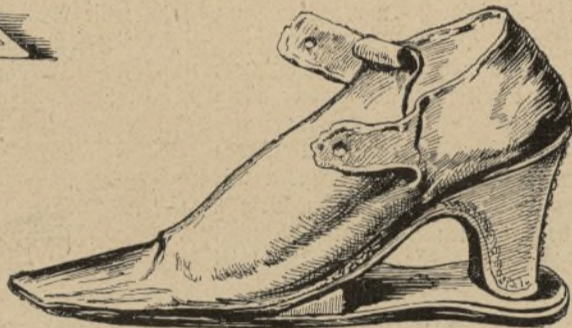
Schuh der Königin Anna von Eng'and.



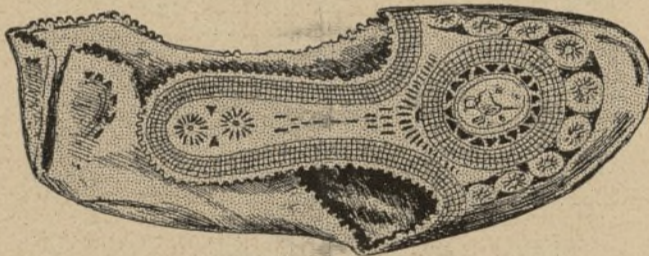
Brautschuh aus Damascus.



Deutscher Hausschuh vom Jahre 1720.



Schuh der Herzogin Maria von Longueville.



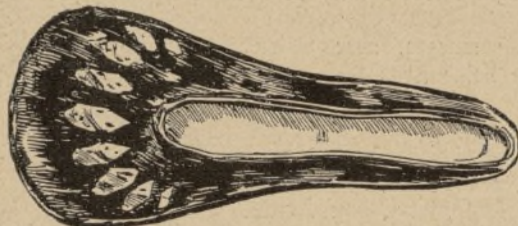
Hausschuh der Maria Stuart.



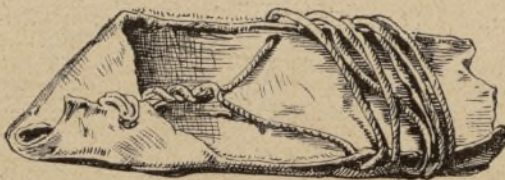
Chinesischer Schuh.



Schuh eines indischen Rajahs.



Schuh König Eduard IV. von England.



Grönländische Sandale.



Klein Ederl.

Ein Bild von der Brennerstraße.

Von Marie Giese.

Mit Zeichnungen von Carl Rickelt.

(Schluß.)

Der Frachtwagen wurde bald der Mittelpunkt einer lebhaften Thätigkeit. Unter Anderem kam aus ihm ein mit Kissen ausgefülltes Korbwägelchen, das Niemand in Zweifel über seine Bestimmung als Ederl's Wiege ließ, ein kleiner eiserner Kochofen, einiges Küchengerath und ein Säckchen voll Mehl zum Vorschein. Alles dies wurde am Rande der Wiese neben der Straße abgesetzt, und es dauerte nicht fünf Minuten, so hatten die beiden kleinen Dirnen unter den Bäumen ein Häufchen Reisler zusammengerafft, mit welchem Mirz den Kochherd heizte, während Cenz aus dem Gasthause ein Liter Milch holte. Aus dieser und ein paar Löffeln Mehl kochten sie einen Brei, der sich sehen lassen konnte. Klein Ederl hatte nach seinem kurzen Ritte nicht gesehrt, sondern Brennholz in Vorrath herbeigeschafft und zwar auf einem Fuhrwerke, das an Einfachheit nichts zu wünschen übrig ließ: ein viereckiges Brett, an dessen einer Ecke ein schmaler Lederriemen, die Deichsel vorstellend, festgenagelt war. Mit diesem jagte er unter den Bäumen umher, hob Reisler auf, wo er sie fand, und thürmte sie wie einen Scheiterhaufen in Duodez-Format neben dem Herde auf.

„Mit mir das a'g'schickt's Bübl'!“ sagte eine Bäuerin, die der Burlacherin einige Eier und ein Stück Butter zum Geschenke brachte. „Der faugt bei guter Zeit an, sich nützlich z' machen!“

„Dat's halt auch nöthig,“ erwiderte die Burlacherin. „Wenn schon der Handel uns nährt, z'sammenbringen läßt sich nit viel dabei!“ Sie warf einen seelenvergnügten Blick auf die Kinder, welche jetzt auf dem Rasen saßen und ihre Mehlsuppe frisch weg aus dem Topfe speiften.

Der Burlacher war seines Zeichens Geschirrhändler, der Frachtwagen sein Verkaufs-Local. Dreimal im Laufe des Sommers und Herbstes brachte er seine Waare aus Hall im Junthale über den Brenner, und Jedermann an der Straße, bis etwa gegen Bozen, bezog seinen Bedarf von ihm.

Das Geschirre aber waren die schönen Weinkrüge aus grauem Steingut mit blauer oder rother Malerei, wie

man sie überall in Südtirol sieht. In den großen, welche bis zu acht Litern fassen, erhält man den Wein, wenn er aus dem Fasse kommt, kühl, aus den kleinen und kleinsten trinken die „münderen“ Leute und Dienstboten den Tagewein, d. h. die schwache Sorte, mit der man sich vom Morgen bis zum Abend laben kann, ohne berauscht zu werden. Der Wein! der Wein! Die Tiroler können sich die Welt ohne ihn nicht denken, und wenn man ihnen sagt, daß es auch Menschen giebt, die sich mit Wasser behelfen, so schütteln sie den Kopf und erwidern, das sei „sehr a'fad's Getränk“. Hieraus aber folgt, daß der Burlacher mit seinen Krügen eine Persönlichkeit von Bedeutung für die Brennerstraße war.

Während die Kinder ihre Abendmahlzeit hielten, richteten die Eltern ihre Auslage her, indem sie an jeder Seite des Frachtwagens in horizontaler Richtung vier lange Stangen, an die sie zuvor die Krüge gehängt hatten, mittelst eiserner Haken befestigten. Ein daneben aufgestellter kleiner Tisch diente zum Hinzählen des Geldes. In dieser ebenso einfachen als practischen Weise war das Geschäft eröffnet.

Als Mirz und Cenz diesen Thatbestand inne wurden, reinigten sie schnell ihr Kochgerath am Röhrbrunnen, nahmen Ederl in ihre Mitte und machten sich davon, um das Dorf zu benachrichtigen. Es dauerte auch nicht lange, so fanden sich die Hausfrauen und Hausherrn in Menge ein, manche in Begleitung ihrer Kinder, denen ein neues Krügel verheizen war, und die es selbst heimtragen wollten.

Als die drei Herolde der Firma Burlacher zurückkehrten, strahlten sie. Sie hatten einen förmlichen Triumphzug gehalten. Klein Ederl trug

in den Händen einen Becken mit Weinbeeren (Kosinen) und eine Dütte voll Zucker.

Das Bübchen lachte Jeden an, der ein Wort mit ihm sprach, und als er Nina begegnete, die auch ein Krügl kaufte, umfaßte er ihre Kniee und rief:

„Magst au a Bröckl?“ wobei er ihr den ganzen Becken in die Hand steckte. Sie brach ein Stückchen davon ab und nahm den Ederl zum Danke mit an ihren Tisch, wo sie ihn zwischen sich und ihren Verehrer setzte. Von den Brathähneln, — als solche stellte die Ueberraschung sich heraus, — fiel manch' guter Bissen für ihn ab, und daß er kein geschworener Feind von Erdbeeren mit Zucker war, durfte er durch die That beweisen. Die beiden jungen Leute waren froh wie die Kinder mit ihm, sodaß man hätte glauben können, die große, zwischen ihnen schwebende Frage sei entweder schon zur Zufriedenheit Beider gelöst, oder ganz in den Hintergrund gedrängt. Aber Irrren ist bekanntlich menschlich.

Vor dem Gasthause herrschte ein ganz ungewohnter Verkehr. Eine Menge Bauern und einige ihrer Ehehäften hatten sich auf den Wandbänken niedergelassen, und ein Dugend oder noch mehr dürftiger Seelen aus Brigen vervollständigten die Gesellschaft. Da folgten denn die Rufe: „A Wein!“ „A Würst!“ „A Schnitz!“ schnell auf einander, und die nicht allzu leichtfüßige Filomena hatte ihre liebe Noth, Allen gerecht zu werden.

Als die Burlachers ihr Geschäft geschlossen hatten, ließen auch sie sich's schmecken, doch setzten sie sich in bescheidener Entfernung von den Anderen, denn sie wußten aus Erfahrung, daß zwischen einem wohlhabenden Tiroler Bauern und einem herumziehenden Geschirrhändler ein Mann liegt, den der Letztere gut thut, nicht eigenmächtig zu überschreiten.

Der Abend wurde, je später, desto schöner. Kaum war das rothe Sonnengold am Himmel verblaßt, so stieg, seine ganze Poesie mit sich bringend, feierlich und groß der Mond empor. Sein Licht durchdrang das Laubdach des Nußbaumes und fiel, von phantastischen Schattengebilden unterbrochen, auf alle unter ihm befindlichen Gegenstände. Der Bach verwandelte sich in ein glitzerndes, zitterndes Silberband und rauschte leiser. Aus den Baummassen des Oberdorfes leuchtete hier und dort ein Fenster und die weiße Wand eines Hauses hervor. Weit über sein wirkliches Maß hinausgewachsen stand im nachtblauen Aether der schlanke Kirchturm.

Als der Tisch der kleinen Künstler-Gesellschaft bis auf die Weinkaraffen und Gläser abgeräumt und die Unterhaltung ein Weilchen munter dahingegangen war, holte der Professor, — diesen Titel mußte er sich ein für alle Mal in Bahen gefallen lassen, — auf Bitten seiner Gefährten seine Zither, um zu fingen. Er kannte alle landläufigen Alpenlieder auswendig, darum wunderten sie sich, daß er ein Gesangs wählte, von dem die Schlosserin sagte, es sei ganz veraltet, und seit ihrer Jugend hätte sie es nicht wieder gehört. Aber trotzdem bewegte es Aller Herzen, denn er sang es mit einer Innigkeit und einem Feuer, die des schönsten Liedes eines Schubert oder Abt würdig gewesen wären.

Von der Alpe steiler Höhe
Soll der Bergstrom sich nicht ergießen,
Soll hinauf zur Quelle fließen,
Denn mein Herz ist nicht mehr mein!

Eher soll die Sonn' erblasen,
Und ihr Strahl soll nicht mehr glüh'n,
Oh' ich, Liebste, Dich kann lassen,
Oh' ich wechsele meine Triebe,
Du bist meine erste Liebe,
Meine letzte sollst du sein!

Der junge Schriftsteller, und mit ihm die ganze Bauernversammlung nebst den Stadtherren klatschten ungestüm Beifall.

Nina saß stumm da, und es war gut, daß man beim Mondenscheine ihr Erröthen nicht sah. Die Schlosserin seufzte, jedoch so leise, daß ihr Schilling es nicht hören konnte. Das altmodische Lied hatte in dem verborgensten Winkel ihres Herzens



Erinnerungen nach greifen, die so gut wie versunken gewesen waren und nun zu ihrem wehmüthigen Staunen wieder auftauchten.

„Spielen Sie einen Tanz, einen von Ihren schönen Walzern,“ bat Nina, die vielleicht eine Wiederholung des Gesanges fürchtete.

„Die ganze Nacht, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihr Feenhaar aufzulösen,“ sagte er. Nach einigem Widerstande gestattete sie es, „um das allgemeine Vergnügen nicht zu stören.“

In diesen braungoldigen Haarwellen hatten sich am letzten Künstlerfeste die Wäde all seiner Kollegen und gar sein Herz verfangen! Dem Ederl machte der ungewöhnliche Anblick solchen Spaß, daß er Nina mit Lachen an dem dunklen Gelocke zapfte und dabei das anmüthige Wort „Ruschelkopp! Ruschelkopp!“ rief, welche Vertraulichkeit der Professor dadurch belohnte, daß er ihn aus seinem Glase trinken ließ und sagte, er sei ein einziges Mädchen.

Seine Eltern hatten ihn von ferne beobachtet und kamen herbei.

„Ja, Du fecker Bub, was fällt Dir nur ein, hier bei die Herrenleut' z' sitzen?“ sprach der Burlacher. „Nehmen Sie's mit für ungut, aber er ist halt noch dumm und hat la Manier.“ „Ah nah, Vaterl,“ rief Ederl voll Eifer, „die Nina und der Herr Fesser haben mi gern!“

Ein lautes Gelächter erhob sich rings umher und währte so lange, daß der Kleine, nachdem er zuerst mitgelacht hatte, sein Mädchen zum Weinen verzoq. Aber Nina sagte, er habe ganz recht, und wenn seine Eltern ihn ihr anvertrauen wollten, bis sie wieder aus dem Esstischale zurückkämen, so würde sie ihnen sehr dankbar sein. Sie wolle ihn malen, und er solle es so gut bei ihr haben, als wäre er ihr eigenes Brüdchen.

Die Augen der Burlacherin leuchteten vor Stolz. Sie überlegte ein Weichen, dann schüttelte sie den Kopf. Ihr Mann rückte an seinem Hute und sagte:

„Soll's wär' recht schön, Fräulein, aber das Bübi fährt zum ersten Male mit uns, und wir haben so a große Freud' mit ihm! Sie werden's nit übelnehmen, wenn wir ihn nit z'Willen sein.“

„Es hätte mich sehr gefreut, aber ich kann mir denken, daß Ihr ihn nicht missen mögt,“ erwiderte sie. „Für den Rest des Abends müßt Ihr ihn mir aber überlassen!“

„Und dem Herrn Fesser!“ rief Ederl, der seine Liebe augenscheinlich gleichmäßig unter sie Beide vertheilt hatte.

Damit waren die Eltern einverstanden. Sie dankten den Herrschaften für ihre Freundlichkeit und sagten guten Abend, um in's Oberdorf zu gehen und mit einem dortigen Wirthes Geschäfte zu erledigen.

Mirz und Cenz hatten inzwischen die vielgeplagte Filomena unterstügt, indem sie ihr die leeren Gläser der Gäste zutragen. Als aber der Maler einen Walzer zu spielen begann, verließen sie ihren Posten, um mit einander zu tanzen. Kaum sah dies Ederl, als er von seinem Schemel rutschte, sich zwischen sie drängte und einen Kreis mit ihnen machte. Sie drehten sich unermüßlich bald links, bald rechts herum, sobald aber Jemand an sein Glas klopfte, fuhren sie aus einander und walteten ihres Amtes als Filomenas Stützen, und um so lieber, als dabei auch für sie hin und wieder ein paar Kreuzer abfielen. Auch Ederl fand seine Verwendung als Kellner, und als er dem Professor bedächtig und geschickt eine volle Flasche zutrug, erntete er ein blankes Zehnerl. An dem Tanze theilnahmen sich nun auch eine Menge von den jungen Burtschen und Mädchen aus der Nachbarschaft, und Nina ließ es sich nicht nehmen, sich mit dem Ederl herumzuschwingen. Kurz, es war ein Leben, daß die Adler-Wirthin, als sie genug gekocht und gebraten hatte und herunter kam, um Luft zu schnappen, die Hände zusammenschlug und sagte, dies sei schon das Höchste, was Bahrn leisten könne, und sie fände es geschickt und gemüthlich.

„Sie, wünschen's a Wein?“ rief Ederl sie an, als er in seinem rothen Röckchen eben wie ein Leuchtkäfer an ihr vorüberflog.

„Freilich, wohl, kloaner Saggerdi!“ lachte sie. „Geh' nur und schaff' mir an's an!“

Nach einigen Minuten ließ die Schlosserin ihr Glas klingen. Sie neigte etwas zum Schwindel und war entschlossen, trotz alles Zuredens von Seiten der beiden jungen Männer keinen Tropfen Wein mehr zu trinken.

„Wünschen's an a Wein?“ rief Ederl hinzuspringend.

„Nein, aber ein Glas Wasser, frisch vom Brunnen. Sag' den Madeln, sie möchten's holen. Ach zahl's!“

Mirz und Cenz wußten, daß das beste Trinkwasser in einem kleinen Röhrbrunnlein auf der Wiese jenseits der Straße sei. Dort schöpfen sie es, und weil der Ederl sich nicht anders zu frieden geben wollte, ließen sie ihn die Flasche tragen.

„So ein frisches Wasser hätte ich auch gern,“ sprach Nina. „Gelt, Kinder, Ihr holt es mir, — aber später. Jetzt müßt Ihr tanzen, weil der Herr Professor gar so schön spielt!“

Ja, er spielte schön. Die Fithr sang unter seinen Händen, und dabei gab er nicht einmal besonders Acht auf sie, sondern seine blauen Blicke hingen viel häufiger an Nina, die mit ihren dunkelglänzenden Augen und dem herabwallenden Haar im Mondenscheine dasaß, wie eine Prinzessin aus „Tausend und eine Nacht“.

Nach einiger Zeit bemerkte sie, daß die drei Kinder nicht mehr tanzten und auch das Wasserholen vergessen zu haben schienen.

„Sie werden schlafen,“ sagte Filomena. „Die Mutter hat ihnen befohlen, nicht spät aufzubleiben, weil der Burlacher seine Nothe nicht gern der Sonnenhitze aussetzt, und sie immer schon bei halber Nacht weiterfahren, bevor ein Mensch im Dorfe wach ist. Ihr Unterstand ist in der Scheune, dicht neben dem Pferdestalle.“

„Ach will Abschied von ihnen nehmen,“ erwiderte Nina und ging.

Die breiten Flügel der Scheunenthür standen offen. Im Hintergrunde lagen auf weichem Heu Mirz und Cenz und schliefen fest. Daneben, vom Mondlichte getroffen, stand Ederls Wägelchen. Er war im Begriffe einzuschlummern, obgleich er seine großen Augen noch weit geöffnet hatte, nach Art der kleineren Kinder, die sie nie freiwillig zuthun, sondern damit umherblicken, bis der Schlaf sie ihnen zudrückt.

„Sieh da!“ sprach sie. „Du liegst hier in Deinem Bette, und ich hab' gemeint, Du holst mir Wasser! Aber es schadet nichts, und ein Zehnerl bekommt Du doch!“

Er murmelte einige Worte, die ungefähr lauteten: „Die Mirz hat nit wollt!“ Sie achtete nicht darauf, sondern steckte das Geld in die Tasche seines rothen Röckchens, das zugleich sein Nachigerwand zu sein schien. „Und nun schlaf' wohl, Ederl, behüt' Dich Gott und reise glücklich,“ sagte sie liebevoll. Dann lehrte sie zu ihrer Gesellschaft zurück.

Es schlug eben zehn Uhr, aber Alle fanden den Abend zu schön, um schon zu Bette zu gehen, und so trank, musizierte und tanzte man fröhlich weiter. Doch obgleich der Mond immer höher stieg und goldiger leuchtete, wurde es kühler, und die verständige Schlosserin warf Nina ihren Shawl um die Schultern und wünschte ihr mit einem vieltragenden Händedrucke „gute Nacht!“

Dies brachte das junge Mädchen darauf, noch einmal zur Scheune zu gehen und die Thür zu schließen, damit die kleinen Burlachers es wärmer hätten. Als sie hineinblickte, bemerkte sie, daß der Kleine nicht mehr in seinem Bettchen lag. Auch auf dem Heu bei dem Schweiterpärchen fand sie ihn nicht. Sie suchte auf dem Blase unter den Leuten nach ihm, und im Erdgeschosse, wo Filomena beim Scheine einer Lampe immer noch mit Weinchen zu thun hatte, aber kein Ederl war nirgends zu erblicken. Als der Professor sie so herumsuchen sah, sprang er auf und fragte nach dem Grunde.

„Der Bach —“ begann er zögernd, nachdem sie ihm gesagt hatte, was sie beunruhigte.

„Nein, nein, ich habe ihn davor gewarnt, und er ist ein solgfames Kind.“

Sie durchsuchten den ganzen Umkreis des Gasthauses, aber umsonst. Hierbei fügte es sich, daß Nina's Blick auf den Zahlstisch der Burlacher's fiel. Vorhin hatte sie die Karaffe, welche sie den Kindern zum Wasserholen gegeben, darauf bemerkt, — jetzt stand sie nicht mehr dort.

„Nun weiß ich's!“ rief sie. „Sein Pflichteifer hat ihn aus seinem Nestchen nach dem Brunnen getrieben, um mir das Wasser zu holen. Das brave Bübi! Wir wollen ihm entgegengehen!“

Sie schritten quer über die Straße und einen Theil der Wiese, die jetzt mit einem zarten Nebelschleier bedeckt war, zu einer Gruppe uralter, etwas erhöht stehender Kastanien. Das Laubdach war so dicht, daß nur vereinzelte Lichtstrahlen den Boden erreichten, der sich wie eine dunkle Insel von dem im Mondesglanze schwimmenden Wiesenplane abhobte. Zur Seite an einer niedrigen Mauer ragten einige Hollunderbüsche auf. Ihre großen Blüthendolden schimmerten bleich durch die Schatten-Region unter den Bäumen. Dort war der kleine Röhrbrunnlein. Leise, ganz leise, wie das Klängen von Perlen, die man in einen Krystall-Becher fallen läßt, vernahm man in der Nachtstille sein Rieseln.

„Wir haben einen Eisen-Tanzplatz entdeckt,“ sagte der Maler mit unwillkürlich gedämpfter Stimme.

„Ederl! Ederl!“ rief Nina vorauseilend.

„Gut, daß er nicht dort ist. Es straft sich, in so einen gefeierten Kreis einzudringen. Gewiß ist er, — aber was blüht dort am Brunnen?“

Es war eine weiße Flasche, überfull von Wasser, das aus dem engen Röhrlein hineinraun. Und daneben lag schlafend auf dem kühlen Rasen klein Ederl. Sein Hütchen war ihm vom Kopfe gefallen, seine Locken waren feucht vom Thau, sein Gesicht erschien in der magischen Beleuchtung so bleich, wie die Blüthen des Hollunders über ihm.

„O weh! o weh!“ rief Nina erschrocken. „Er hat gewartet, daß die Flasche sich füllen sollte, und ist dabei vom Schlafe überfallen worden. Das wird ihm schaden, — hat ihm gewiß schon geschadet!“

„Kinder seiner Art sind nicht so zart. Er ist ja ein halber Zigeunerbub!“ tröstete sie der Maler, aber es lag doch eine leise Besorgniß in seinem Tone.

Sie bückte sich und legte ihre Hand an seine Stirn und Wangen. „Gott sei gelobt, er ist warm und athmet leicht. Wahrscheinlich ist er eben erst eingeschlafen. Ederl, wach auf! wach auf! Komm mit zu den Schweitern!“

Das Kind schlief so fest, daß der Maler es auf seine Arme hob, ohne es dadurch zu erwecken. Nina nahm ihren Shawl ab und hüllte den Knaben damit ein. Als sie dabei seine nackten Füßchen berührte, fuhr sie zusammen. Sie waren kalt wie Eis. Sie rieb sie mit ihren warmen, weißen Händen, doch es dauerte lange, ehe Leben in sie kam. Als es ihr völlig gelungen war, bewegte das Kind den Kopf, der schwer auf der Schulter seines Trägers lag, und als es dann mühsam die Augen aufschlug, traf sein Blick den Mond und blieb starr an ihm hängen.

„Ederl!“ rief Nina, „schau her, ich bin die Nina, ich hab' Dich gesucht und will Dich heimbringen in Dein Bett!“

„Nina!“ murmelte das Bübchen mit einem schwachen Lächeln und streckte die Hände nach ihr aus.

„Ja, komm, Du sollst mir nicht zu schwer sein, Du hast es um mich verdient. Die kurze Strecke kann ich ihn schon tragen,“ fügte sie hinzu, als ihr Begleiter Einwendungen machen wollte.

Er legte seine Bürde in ihre Arme, und sie schritten zur Scheune, wo die junge Dame ihn in sein Wägelchen steckte und noch eine Weile auf seine Athemzüge lauschte.

„Er schläft ganz faust und fest,“ flüsterte sie, „wir können ruhig sein.“

Sie schlug das Zeichen des Kreuzes über ihm, und dann gingen die Beiden.

„Es ist wirklich ein seltenes Kind,“ sprach er in bewegttem Tone, aber er dachte dabei mehr an sie, als an den Knaben.

Die Gesellschaft vor dem Gasthause war inzwischen bedeutend zusammengeschmolzen. Als es elf Uhr schlug, machte sich auch der Rest auf den Heimweg. Der Burlacher und seine Frau gelangten auf einem Wiesenpfade in ihr dunkles Nachtquartier.

Die Schlosserin schlief längst den Schlaf der Gerechten und auch der Schriftsteller stieg in sein Stübchen hinauf.

Nina und der Maler blieben die Allerletzten auf dem Blase. Als sie dann endlich in's Haus gingen, und Filomena ihnen die Treppe hinauf leuchtete, hörte sie den Maler flüstern:

„Träume süß, Ninetta, Geliebte! Und morgen feiern wir unsere Verlobung!“

Seit dem fröhlichen Abend in Bahrn waren zehn Tage verfloßen, und das Dörfchen war wieder in seine traumstille Ruhe zurückgefunken. Die vier Gäste aus München hatten dem „Goldenen Adler“ früher als sie beabsichtigt, Lebewohl gesagt, und ein so frohes Lebewohl! Die beiden Verlobten wollten daheim möglichst bald Hochzeit machen und gleich darauf nach Rom reisen und, — sollte man es glauben? — die Schlosserin hatte sich von ihnen überreden lassen, mitzugehen, was sie einen sträflichen Leichtsinne nannte, der nur einigermaßen dadurch zu entschuldigen sei, daß sie die Kosten dieser Extravaganz durch Copiren nach dortigen Originalen so ziemlich einzubringen hoffe.

Wahr ist, daß sie im Grunde gern ging, denn sie war immerhin Künstlerin genug, um von dem allgemeinen Leiden ihrer Klasse, der Sehnsucht nach der ewigen Stadt, angeziet zu sein.

Der junge Schriftsteller hatte die erhoffte Stelle glücklich er-

langt und theilte seine Zeit gewissenhaft zwischen dem Redactions-Bureau und seinem Schreibtische.

Der Burlacher ließ diesmal ungewöhnlich lange auf seine Rückkehr warten. Sonst war nie mehr als eine Woche vergangen, bis er Alles verkauft hatte und wieder anlangte, um in Bahrn zu nächtigen. Endlich, am zehnten Abend, als Filomena eben unter die Hausthür trat, um zu sehen, ob die Feiertunde nicht einige Gäste herführen würde, hörte sie das bekannte Schellengeklingel, und im nächsten Augenblicke rumpelte der Frachtwagen über die Brücke.

Aber gegen seine Gewohnheit knallte der Burlacher weder mit der Peitsche, noch rief er ihr einen Gruß zu, und am Röhrbrunnen angelangt, spannte er nicht aus, sondern begann seine Pferde zu tränken und mit etwas Brot zu füttern. Zugleich kletterten seine Frau und die beiden kleinen Mädchen aus dem Wagen, blieben neben ihm stehen und nickten der Wirthstochter stumm von Weitem zu.

„Ja, was hab's denn? Warum stellt's Euch an, als kennt Ihr mich nit?“ rief sie hinzugehend.

Der Burlacher schwieg. Er hatte zwischen den Augen eine tiefe Furche, und der frühere Frohhum war aus seinem Gesichte getilgt.

Die Frau streckte Filomenen die Hand entgegen und wollte sprechen, aber ein heftiges Schluchzen erstickte ihre Worte.

„Jetzt ist's gar!“ sagte das Mädchen betroffen. „Hab's leicht la gut's Geschäft g'macht, — aber i mein', das sei nit möglich!“

„Der Ederl —“ begann Mirz, und es suchte um ihren Mund.

„Wo steckt denn der Bübi?“ unterbrach sie Filomena mit einem Blicke in den Wagen.

„Der Ederl ist todt!“

„Todt?“

„Und in Klauen drunten liegt er begraben.“

„Heilige Mutter Gottes, wie wär' das möglich? Ein Kind, so frisch und gesund wie a Ruffern!“

„Er ist todt und dahin!“ wehklagte die Frau. „Und just hier hat's ihn angefaßt!“

„Hier, wo er g'tanz und g'sprungen hat, wie a Kreisel, bis er zu Bette ging?“

„In der Früh', als wir fahren wollten, hat er so fest g'schlafen, daß wir 'n in seinem Wägel mitgenommen haben, ohn' n' z' wecken. Und aufwacht ist er nimmer zum Bewußtsein! Wenn 'r z'weisen die Neugierin aufschlug, hat er Keinen von uns dertannt! Sein Kopf war heiß wie a Feuer, das hat seine Kraft verzehrt. Amal hat'r sich in seinem Bett aufgesetzt und mühsam g'sprochen: Nina, — a — Wasser holen! — Damit hat'r das Fräulein meint, die hier so lieb zu ihm war, — aber sein Köpferl ist gleich wieder zurückfallen auf's Polster, und bald darnach war's aus mit ihm!“

„Ihr armen Leutl, ist das a Leid!“ sprach Filomena mit Thränen. „Aber bedenkt, unser Herrgott hat just an Engerl mehr im Himmel haben wollen, und so nahm er den Ederl!“

„Schon!“ schluchzte die Mutter, „aber wir hätten ihn gar so gern, — gar so gern behalten! 's war so a herzig's —“

„Steig's auff!“ rief in herbem Tone der Burlacher.

„Wollt's nit über Nacht bleiben?“ fragte Filomena zaghaft.

„Nah, nah, — nit hier, nit hier!“ entgegnete er kurz. Sie stiegen ein und fuhren davon. Filomena verstand ihn und hatte nicht weiter zureden mögen. In dem schönen Bahrn übermüthigten die Erinnerungen an ihren verlorenen Liebbling die Armen allzu sehr, und es drängte sie, ihnen zu entsiehen. Aber doch wird bei all' ihren künftigen Fahrten hinauf und hinab die einsame Brennerstraße sein Bild mit ihnen gehen, das Bild ihres Bübchens mit den strahlenden Augen und dem rothen, lachenden Munde . . .

Gott hab' Dich selig, klein Ederl!

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

U' liab's Dirndl.

Von Paul Felgentreff. Siehe das Bild, Seite 145. — Mit lachenden Augen schaut sie in die Welt, und aus den frischrothen Lippen blitzen die weißen Zähne. Ein fröhliches Menschenkind und eine kerngesunde Natur. Sicher ist das Dirndl ebenso unbedröffen bei der Arbeit, wie fröhlich beim Tanze und in lustiger Gesellschaft. Gern macht sie sich schmeid und ist stolz auf ihren Sonntagstaat, in dem sie farbenreich prangt, wie eine Blume. An Wochentagen aber hält sie nicht viel von dem Plitter und erscheint nur sauber und adrett. Der Bursh, der das Dirndl einmal heimführen wird, hat sein Glück sicher; er hat so etwas wie das große Los in der Ehestands-Lotterie gezogen. Und man wird von ihr auf ihn schließen können, denn sie ist keine, die sich wegwirft. Sorgfältig wird sie wählen, und ihre klaren Augen bürgen dafür, daß sie ihre Wahl niemals bereuen wird.

Das Silhouetten-Album, eine Damenarbeit aus dem vorigen Jahrhundert. Siehe die Abbildungen auf Seite 152. — Der dänisch geborene deutsche Dichter und Philosoph Jens Baggesen war in zweiter Ehe mit der Pariserin Fanny Keybzag verheirathet, einzigstes Kind des Theologen Salomon Keybzag, „bevollmächtigtem Minister der Republik Genf bei der französischen Republik in Paris“. In dem Nachlasse dieser Ehe befindet sich ein Silhouetten-Album, dessen braunlebderner Einbanddeckel mit Golddruck-Verzierungen den Namen „Lucile Marchinville“ trägt. Es ist dieses mithin nicht der Name der Eigenthümerin, sondern muß der der Geschenkgeberin sein; die Correspondenz Keybzag-Baggesen's auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt wird, enthält keinen Aufschluß über diesen Punkt. Vielleicht ist Lucile die künstlerische Urheberin einiger der kleinen Bilder, aber durchaus nicht aller fünfundsreißig, die noch in der Mappe vorhanden, denn diese zeigen dreizehn verschiedene Muster in Bezug auf Charakter und auf Anfertigungsweise, verschieden in der Art des Zeichnens, wie des Ausschneidens. Gewiß ist aber, daß die sämtlichen kleinen Kunstwerke Frauenhänden entstammen. Die meisten Cartons dieses Portefeuilles sind schwarz, zur Aufnahme der weißen Silhouette bestimmt; aber auch einige weiße Cartons sind mit eingeseht für die farbigen Silhouetten. Einige der Schnitzblätter schießen über das gegebene Maß des Buches hinaus, ein Zeichen, daß die Einlagen mehrerleits zusammengetragen worden sind. Von den Silhouetten, welche wir wiedergeben, ist die obere

aus einem Kartenblatte herausgeschnitten, wie sich bei dem Originale deutlich erkennen läßt. Nicht eine Kunst, die nach Brod ging, sondern ein Talent der geschickten Hand und freien Phantasie war es, das in dieser Kunst von der Damenwelt Ende vorigen Jahrhunderts gepflegt ward, — ein Sport, der seiner Zeit sehr in Mode war und dem auch das Entstehen des erwähnten Albums zu verdanken ist. Vielleicht geben die umseitigen Reproduktionen und diese Zeiten unserer Damen Anregung, sich in der hübschen Kunst des Silhouetten-schneidens, die in Deutschlands jüngsten Tagen durch Konewka und Ströhl wieder zu Ehren gebracht worden ist, gelegentlich zu üben.



Nachdruck verboten.

Von der Hamburger Kunstgewerbe-Ausstellung. — Es ist mir die ehrenvolle Aufgabe geworden, die verehrten Leserinnen ein wenig auf unserer so schön gelungenen, viele Erwartungen übertreffenden Ausstellung umherzuführen, und ich folge ihr gern. Die Ringbahn hält, und wir steigen gerade dem Haupteingang gegenüber aus. Durch das große, fünfteilige Portal gelangen wir in die Vorhalle. Ein hinter, reicher Bazar breitet sich vor uns aus. Interessirt es Sie zuerst, die Damen-Confection zu betrachten, um zu wissen, wie man sich in Hamburg kleidet? Sehen Sie dort die graziöse Robe aus beige-farbener Seide mit Streifen von grünem Atlas und rosa Marqueterien durchwirkt! Das Devant und die Schleppe decken schwarze Spitzenwolans, Taille und Ärmel sind entsprechend garnirt. Das Ganze macht einen reizenden Eindruck, zugleich vornehm und einfach. Auch jene schwarzseidenen, mit kostbarem Besatz von französischer Tüllstickerei decorirten Roben und die wasserdichten Reifelleider in hellem, feincarrirtem Muster sind eine sehr beliebte Neuheit. Und gewiß gewinnen Ihnen auch die prächtigen Wäsche-Artikel einen beifälligen Blick ab, die gestickten Kissen-Überzüge, die entzückenden Baby-Ausstattungen mit ihren hundert allerliebsten Kleinigkeiten, welche die „angeborene höhere Cultur“ des kleinen Weltbürgers in unserer Zeit schon von der Wiege an verlangen.

Wenn ich mir erlauben darf, als Führerin Ihrem Blicke die Richtung anzugeben, so bitte ich, lenken Sie ihn auf die Nähmaschinen-Ausstellung von Reiblinger, auf die Wunder, welche alle jene Toilettens-Erzeugnisse im höheren Stile, deren wir heute bedürfen, mit spielender Leichtigkeit herstellen. Wenn Sie es nicht schon wüßten, auf welcher Höhe die Kunst des Maschinen-Nähens steht, hier könnten Sie es bewundern lernen. Ich nenne da beispielsweise die eigens für Knopflöcher in Trikotstoff construirte Maschine. Unausgeschnitten schürzt dieselbe das Loch, hält selbständig an, wenn der letzte Querriegel fertig ist, und dann fährt eine kleine Guillotine blitzschnell von oben herab und schneidet mit unfehlbarer Sicherheit den haarfeinen Raum zwischen den Fäden durch. Einen Besitztum dürfte in jeder Hausfrau die neueste Salon-Maschine erregen, die zugleich ein elegantes Möbel und von practischster Beschaffenheit ist. Es ist nicht, wie bisher, ein Tisch, der die Maschine trägt, sondern ein Schränkchen; sie wird durch den Druck einer Feder in das Innere desselben versenkt, die Platte schließt sich und kann nebenbei noch anderen Zwecken dienen. Links ist Raum für die verschiedenen Utensilien und Arbeiten, rechts der Zugang zur Maschinenrie.

Wir wenden uns und stehen vor einer hamburgischen Musterküche. Welche Fülle von Geschäftigkeit eröffnet dieser ideale Raum dem wirtschaftlichen Sinne, wie glänzen die handgerechten Maschinen, die jede Art häuslicher Thätigkeit zu einem Bergnügen machen, wie sind Schränke und Tische so einladend mit Allem gefüllt, was das Küchen-Königreich erfordert, und wie verheißungsvoll leuchtet über dem niedrigen, bequemen, blankpolirten Herde der sinnige Spruch:

De Käsch un de Katt
Hebt alletid wat.

Ein hübsches Mädchen in ihrer sauberen Hamburger Tracht dazu, und die Herrin wird zufrieden sein, hier für die Bedürfnisse der traulichen Heimstätte und ihrer Familie sorgen zu können.

Aus dieser Küche treten wir in ein Speisezimmer und aus diesem in eine angrenzende Hauskapelle. In dem ersteren werden Sie außer dem einladend gedeckten Tische, den ein Tischstuch mit breiter, in rother Seide gestickter Borde ziert, vornehmlich die Wände interessieren. Dieselben sind mit Siderie bekleidet. In Manneshöhe sehen Sie rings um drei Seiten die in Plättchen gehaltene, bewundernswürth ausgeführte Darstellung eines Hochzeitszuges. Der Eindruck läßt sich am besten mit einem Vasrelief vergleichen, die Figuren und die Gesichter treten deutlich hervor, die in lebhafter Bewegung befindlichen Gruppen scheinen wirklich am Auge vorüberzuziehen. Nirgends stört ein mißlungener Stich oder ein zu greller Seidenfaden in der stimmungsvoll abgetönten Farbe. Die Kapelle ist gleichfalls ein sehenswerther Raum, durch Glasmalerei-Oberlicht feierlich dämmernd erhellt. Wände und Gewölbe sind in farbigen Sgraffito-Malereien hergestellt, nach eigener Methode des kunstreichen Ausstellers, der es nicht verschmäht haben soll, an den gestickten Gesichtern im Speisezimmer selbst mitzuarbeiten.

An der langen Reihe der Zimmer-Einrichtungen im modernen, im altdentschen, im Rococo-Stil, den Damen-Boudoirs, den Herrenzimmern und den Wohnstuben eilen wir schneller vorüber. Die Zeit drängt, und ich möchte Ihnen noch das Aukum eines Schlafzimmers zeigen, welches würdig wäre, in den Schlössern von Versailles oder Herrenschloß einen Platz zu finden. Die Möbel im vornehmen Rococo-Stile, die Decoration des Verhimmels, die breite Bettdecke aus blauem Sammet sind mit einer massiven, plastisch wirkenden Hülse von weißer Brillantwolle besetzt, Vorhänge, Puffs, kleine Tischdecken haben den gleichen Besatz. Die Toiletten-Tische sind mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet, nur die Waschtische tragen keinen Handarbeitsschmuck.

Die Mannigfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände ist uner-schöpflich. Eine ausgepannte Bettdecke, mit rother Seide in verschiedenen Sticharten und Filet-Guipure gestickt, sollte man für die Arbeit eines ganzen Lebens halten. Sie würde eine hervorragende Zierde jedes Kunstgewerbe-Museums sein. Ein Tischchen mit Filigran-Arbeiten zeigt uns die reizendsten Schmucksachen. Wenn Sie junge Töchter haben, meine Damen, — nichts hübscheres zum Mitbringen, als dies! Die Auswahl ist

groß und kleidsam, besonders für das jugendliche Alter, dem schwerer Gold- und Juwelenschmuck noch fremd sein sollte. Das emsige Rasteln einer Nähmaschine unterbricht unsere Betrachtung. Was wird dort genäht? Handschuhe, einer unserer unentbehrlichsten Toilette-Artikel, den wir einmal ganz in der Nähe anfertigen sehen können! Sie werden vor unseren Augen zugeschnitten, und man sollte es nicht für möglich halten, daß aus diesen steifen Lederlappen die elegante Form erwächst, bei deren Wahl wir so peinlich streng verfahren. An der Art, wie der Arbeiter hier das viereckige, für den Daumen bestimmte Stück reibt und dehnt, können wir sehen, wie sich das Ganze entwickelt.

Doch horch, — was ist das? Einer der ausgestellten herrlichen Steinway-Klängel erklingt unter Künstlerhänden. Welche angenehme Abwechslung, bei all' dem Sehen auch einmal den Gehörnerv erfreuen zu können! Lassen Sie uns den Klängen nachgehen und werfen Sie zugleich einen Blick auf diese Wand. Von ihr schaut eine stattliche Versammlung ernst und würdig blickender Männer auf Sie herab: die lebensgroßen photographischen Portraits der Mitglieder des hamburgischen Senats in Amtstracht. Wir sind in der Abtheilung der Photographen. Dort unter dem Glasdeckel sehen Sie eine Spezialität: die unveränderlichen Platindrucke, sowie Photographie auf Porzellan, die ein ungemein zartes, liebliches Bild geben.

Nur noch fünf Minuten, wenn ich bitten darf, — die Spitzenklöpplerin dürfen wir nicht übergehen. Es ist die einzige in Hamburg, und wie Sie an ihrer Tracht sehen, keine Eingeborene. Sie ist eine Nordschleswigerin, aus Tondern, dort, wo das Spitzenklöppeln seit mehreren Jahrhunderten, von Holland herübergekommen, heimisch ist. Wir sind gewohnt, diese Kunst hauptsächlich im Niesengebirge, als ihrer Heimath, zu suchen, aber auch die Tondernschen Spitzen sind berühmt und verdienen ihren Ruhm. Die originelle altliche Dame ist sich des Werthes ihrer Produktionen voll bewußt und zeigt sie uns mit Stolz. Sie klöppelt, oder wie sie nennt, „knüppelt“ vor unseren Augen, und es ist unglaublich, mit welcher Geschwindigkeit sie die Knüppel durcheinander wirft und die Nadeln steckt. Eine herrliche seidene Spitze entsteht vor unseren Augen, von der die fleißige Arbeiterin hier in der Ausstellung schon mehrere Meter vollendet hat.

Während wir nun dem Ausgange zustreben, werfen wir noch einen Blick auf die Abtheilung für Kurzwaren. Fleißige Hausfrauen werden gern den Fingerhut mit Einfädelvorrichtung betrachten. Ferner ist eine neue Erfindung für das Klavier-spiel bemerkenswerth: ein selbständiger Noten-Umwerder, der durch Luftdruck zur Ausübung seiner Function genöthigt wird.

Wir treten aus dem nördlichen Flügel heraus unter grüne Bäume; Tische und Stühle laden uns ein, unsere müden Glieder zu ruhen und einen Erfrischungstrunk zu nehmen. Ein hübsches Mädchen in heller, kleidamer Tracht bringt ihn uns. Wir sind anfangs in Zweifel, woher diese Tracht, die bunten Kleider, das weiße, nach hinten gebundene Schürzchen, die kreuzweise gelegten Mulltücher und das Häubchen stammt. Aus dem Empire? Nein, das ist althamburgische Dienstmädchen-tracht, und das Haus hinter den Bäumen führt den Namen: „Die alte Liebe“. Welche Erinnerungen erweckt dieser Name nicht! — Das Gebäude ist innen im Stil eines alten Patrizier-hauses gehalten und sehr sehenswert.

Nun aber lassen Sie uns vorreiten bis an den Rand der großen Terrasse, die in der Mitte des Platzes liegt. Die Fontaine sendet einen erquickenden Sprühregen auf uns herab, und mit wohliger Empfindung sehen wir unter uns ein zwischen grünen Ufern und herrlichen Bäumen schlummerndes Wasser; es ist der durch die ehemaligen Wälle und Bastionen geleitete Stadtgraben, der durch geschickte Anlagen das Aussehen eines Flusses erhalten hat. Schwäne ziehen still einher, Enten flattern hin und wieder, und drüben unter der hohen, stattlichen Hängebrücke erheben sich Boote. Links der niedrige Rundbau mit der mächtigen Kuppel ist die große Fest-halle, welche dreitausend Menschen fassen kann. Hier trägt die Kapelle des badischen Leib-Grenadier-Regiments ihre das Publicum begeistern den historischen Märche vor.

Ehe wir einen Rundgang durch den Park antreten, bitte ich, noch einmal zurück zu blicken und die herrliche Marmor-gruppe von Bruno Kruse: Walküre, den Krieger in den Kampf führend, zu betrachten. Sie steht in der Mitte vor der Haupthalle zwischen leuchtenden Blumengruppen und wird mit Recht sehr bewundert. Doch der Park hat sich allmählig gefüllt. Von den verschiedensten Seiten tönt Musik an unser Ohr. Dies ist die günstigste Zeit, uns zu einer Erholungs-pause in dem maurischen Café nieder zu lassen und von dort einen letzten Blick auf das bunte, unaufhörlich wechselnde Bild zu werfen.

A. Klapp.



Nachdruck verboten.

Eine Kaffee-Plauderei. — Auf die Gefahr hin, als altjüngferliche Kaffeeschwester in Acht und Bann erklärt zu werden, möchte ich an dieser Stelle versuchen, ein Wort zu Nutz und Frommen meiner Mitkaffeeschwester zu sprechen. Kaum ein Menschenalter ist es her, daß „der Trostspender der Damen“ sich bei uns eingebürgert hat, und doch möchten ihn heute nur Wenige wissen. Ist er nicht ein Stimulant für nervöse Naturen, die unerlässliche Zugabe jedes guten Diners, der Vereinigungszweck gemüthlicher Familien-Zusammenkünfte, und endlich bei der arbeitenden Bevölkerung oft genug der Ersatz für die Mahlzeiten des ganzen Tages?

Wie kommt es nun, daß an diesem guten Freunde gerade von den Frauen, die man doch sonst beschuldigt, ihm hold zu sein, so vielfach gekredelt wird, während die meisten Herren den birstenden Trant der Bevande gewöhnlich in guter Beschaffenheit einzunehmen pflegen? Vielleicht spielt hier der Trieb wirtschaftlicher Spar-samkeit mit, der den meisten Damen innewohnt und mit dem größten Toiletten-Luxus Hand in Hand geht; denn, unter uns sei's gesagt, es giebt Hausfrauen, welche in Verzweiflung gerathen und düstern Blickes dem Ruin entgegen schauen, wenn der Kaffee-preis um einige Pfennige in die Höhe geht, aber leichten Herzens ihre Kleider bei dem theuersten Wiener Schneider arbeiten lassen. Da wird denn zu Surrogaten gegriffen, die Geschmack und Farbe geben sollen, bis schließlich auf dem häuslichen Familientische ein Getränk erscheint, das vom Kaffee nur noch den Namen hat.

In erster Linie wird gewöhnlich zu wenig Sorgfalt auf die richtige Vereinigung der zusammen passenden Kaffeesorten ge-legt. Java mit Morca düstete stets die feinste Mischung bleiben. Ich führe als Autorität hierfür das weltberühmte Restaurant von Ffordte in Hamburg an, das sich dieser Sorten ausschließlich bedient und damit den verdienstlichsten Feinschmeckern gerecht wird. Für einfachere Haushaltungen empfiehlt sich Santos mit Guatemala, wogegen Ceylon und alle Ceylon-Arten am besten ungemischt bleiben. Freilich ist es wirtschaftlicher, die Bohnen stark zu rösten, weil sie dadurch an Volumen zunehmen, dafür aber verlieren sie mit der schwärzlicher werdenden Farbe an Aroma und nehmen einen scharfen, unangenehmen Geschmack an. Wer daher mehr Werth auf die Qualität, als auf die Quantität legt, wird darauf achten, ihnen einen schönen goldbraunen Ton zu lassen, und sich dazu der altmodischen, mit dem Spiege gebrehten Kaffeetrommel lieber bedienen als der neumodischen Kist-Erfindungen, weil der Umföhwung jener am gleichmäßigsten und daher am zweck-sprechendsten ist. Im Allgemeinen aber bin ich für den Fort-schritt, und ohne den biederen Messingkannen unserer Kinder-zeit zu nahe treten zu wollen, denen wir so manche gemüthliche Stunde verdanken, glaube ich doch, daß die Kaffee-Maschinen neuester Construction den Vorzug verdienen. Die selbstthätige „Universal-Maschine“, hübsch vernickelt, mit zierlicher Porzellan-fanne, welche, sobald das Wasser sich braunend über den Kaffee-behälter ergießt und die Kanne füllt, von selbst den Deckel der Spirituslampe schließt, kann nach dem Diner in jeden Salon gebracht werden, wenn die Hausfrau Werth darauf legt, die Zu-berereitung zu überwachen.

Ein wirklich practischer Gebrauchs-Gegenstand jedoch ist der neue Spar-Kaffee-Trichter nach dem Döber'schen Systeme, welcher, im Gegenfaze zu anderen Trichtern, durch festen Verschluß das Aroma vollständig während des Aufgusses festhält, und billig, aus ein-fachem Weißblech hergestellt, in jedem größeren Geschäfte für Küchen- und Haushaltungs-Gegenstände zu haben ist.

Allen einfachen Haushaltungen, die gewohnt sind, größere Quantitäten gerösteten und gemahlenen Kaffee in Vorrath zu haben, möchte ich überdies noch die gepreßten Kaffeetafeln aus der Fabrik des Herrn Emil Specht in Hamburg empfehlen. Es mögen noch andere derartige Fabriken in Deutschland existiren, von denen ich nichts weiß, von der Güte und Unverfälschtheit dieser Tafeln jedoch und von ihrem practischen Nutzen habe ich mich durch Augenschein und Zungenprobe überzeugt, da ich der Fabrication beizuohnte, und gleich darauf eine vor meinen Augen aus dem Fabrikate rasch hergestellte Tasse recht guten Kaffees genoss. Man erhält dasselbe in 4 Qualitäten für Mark 2, 1,80, 1,60, und 1,40 pro 1/2 Kilo, und in Paketen à 5 Tafeln zu 100 Gramm, von denen eine jede wiederum in 6 Theile à 16 2/3 Gramm getheilt ist, woraus man 2 starke Tassen Kaffee à 1/4 Liter bereiten kann. Die erste Qualität wird nur aus reinem Java, Macacabo und Mocca hergestellt. Man hat jedenfalls hierbei die absoluteste Controle über den Verbrauch, ein stets gleichmäßiges Getränk und tabellose Sauberkeit, da sämmtliche Schladen durch besondere Maschinen-Vorrichtung abgefordert werden, und ferner keinen Ver-lust an Aroma, wie es wohl sonst geschieht, wenn man größere Quantitäten gemahlenen Kaffee, lose geschüttet, in Blech- oder Por-zellan-Büchsen aufbewahrt.

Zum Schluß noch eine kurze Notiz für die wärmere Zeit. Man fülle flache runde Glaskelche, wie man sie zu Paris à la romaine benutzt, zu einem Drittel mit schwarzem, starkem und bitterem geistigem Kaffee, thue eine Portion Vanillegefrörenes hinzu und servire es sofort. Es ist dies eine Erfrischung, die ihres her-zhaften Geschmacks wegen Herren und Damen gleich willkommen sein wird.

*

Vielliebchen. — Woher dieser Ausdruck, welcher in unserer guten Gesellschaft seit lange eingeführt ist, stammt — fragt die geschätzte Leserin. Darüber sind die Meinungen getheilt. Der Eine will zwischen dem Vielliebchen, diesem neckischen Spiele, welches seiner Eigenart nach der Wette zugehört wird, — und dem normännischen Valentins-Tage einen Zusammenhang finden; ein Anderer wiederum sucht seinen Ursprung in den Gauen am Rhein und an der Mosel, wo bei den Burgen und Mädchen des Volkes dieser Ausdruck landläufig war und zwar als eine Art Kosenamen beim Festspiele an einem bestimmten Sonntage des Kalenderjahres. Der Burjsche hatte seinem „Vielliebchen“ ein Geschenk darzureichen und erhielt dafür die Vergünstigung, mit seiner Partnerin „Brehel brechen“ zu dürfen. Es mag wohl an solchen Sonntagen auf Dörfern und Städten nicht ohne manchen Unfug abgegangen sein, denn Urkunden weisen nach, daß „Vielliebchen“ habe durch ein Verbot Seitens der Behörde ein Ende erreicht. Das geschah am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Doch ist die alte Gewohnheit trotzdem keineswegs ausgestorben. Man brach viele Jahre hindurch am Neujahrsabende „Brehel“ und jeder Herr, der seine Dame zum Vielliebchen wählte, gab ihr ein kleines sinniges Geschenk. Auch die Doppelkerne der Mandeln machte man sich zu jener Zeit schon dienftbar. Später band sich die Gesellschaft keineswegs strenge an den Tag. Wo sich Gelegenheit fand, ob man Vielliebchen und tilgte die Schuld, welche den Verlust des Vielliebchens im „Guten Morgen“ oder im „Jy pense“ beim Darreichen irgend eines Gegenstandes nach sich zog, durch eine kleine Aufmerksamkeit, eine kleine, unwerfliche Gabe. So pflegt man es auch heute noch in der guten Gesellschaft mit dem Vielliebchen zu halten. Es soll ein harmlos neckischer Scherz sein und als solcher betrachtet werden. Kaum legt man ihm eine tiefere Bedeutung bei. Ein Kind des Augenblickes, beim heiteren Mahle, in der Schaumweinlaune meistens geboren, während ein Knackmandel-Pärchen oder die Zwillinge in der Ruffschale bei ihm Pathe standen, — erhebt das Vielliebchen keinen weiteren Anspruch, als ein Gehülfe des Zeit-vertreibes zu sein und einen Seidenfaden feilischen Zusammen-hanges zwischen „Ihr“ und „Ihm“ zu spinnen, der, sobald das Spiel beendet, die Vielliebchengegenseit enttricht worden ist, zer-reißt. Wie gar oft hat schon ein Paar Vielliebchen mit einander gegeben und sich darnach kaum jemals wieder im Leben geschaunt, — wie sehr oft, — wahrlich! Nur, falls die Dame ihren Tischgenossen ganz genau kennt, ist ihr gestattet, ihm das Viel-liebchen-Geschenk anzubieten, für gewöhnlich ist es Sache des Herrn, sich diese Gunst von ihr zu erbitten. Mitunter liegen Gründe für eine Dame vor, das Vielliebchen abzugeben. Diese Weigerung empfiehlt sich nur da, wo sie aus stetem Grundfaze geschieht; die Lebensklugheit verbietet entschieden, nur von Fall zu Fall sich zu entscheiden. Wer sich an der Gast- oder Familientafel zu einander gesellt, stellt sich von vornherein schon den Tischgenossen gleich und darf sich in diesem Punkte weder einen Vorzug noch eine Zurück-setzung zu Schulden kommen lassen. Das passendste Vielliebchen-Geschenk des Herren an die Dame bilden jederzeit Blumen. Zwischen nahen Verwandten und zwischen Verlobten indeß darf man auch zu kleinen Souvenirs von Phantasie-Schmuck oder gar Edel-Metall greifen. Eine Dame wird dem Herrn entweder ein Rauch-Requisit oder, falls er dessen nicht bedarf, — dem Nicht-

raucher einen kleinen Luxus-Gegenstand für seinen Schreibtisch schenken. Ueber den Empfang dieser Gabe pflegen Cavaliere, — so fordert es die gute Sitte, — durch sofortige Zusendung eines frischen Blumenstraußes zu quittiren. Die unvermählte Dame empfängt ihr Bielliebchen-Geschenk, ohne jede Revanche zu üben. Die verheirathete Frau dagegen pflegt den aufmerksamen Spender bei aller nächster Gelegenheit zu einer Tasse Thee oder einem Mittagsmahle in familie einzuladen. Fast immer jedoch bleibt es Sache der Herrenwelt, beim Bielliebchen den freiwilligen Verlierer zu spielen, — ein Act der Galanterie, der wohl verzeihlich ist. Eine Handarbeit als Bielliebchen-Geschenk eigenhändig zu fertigen, wenn nicht ein vertrauliches Verwandtschaftsband oder ein bestehendes Herzensbündniß vorliegt, verrieth zum Mindesten große Unvorsichtigkeit und bringt eine junge Dame leicht in den Verdacht, sie wolle der Spielerei, denn eine solche ist das Bielliebchen allemal, eine tiefere Bedeutung ihrem Partner gegenüber einräumen. Zartfühlende Damen suchen diese Klippe zu umschiffen. Im Uebrigen scheint es, das Bielliebchen hüße von Tag zu Tag mehr von der Gunst ein, die es z. B. vor dreißig Jahren noch genoß, — es beginnt mehr und mehr zu verschwinden.
Tony Pauly.



Nachdruck verboten.

Etwas von der Tuberoze. — Im Fragelasten der Nr. 26 der Frauen-Zeitung finde ich eine Erkundigung nach der „Tuberoze“. Gleichzeitig stößt mir in einem anderen Blatte eine „Tuba-Rose“ auf. Ich nehme wohl mit Recht an, daß es in beiden Fällen sich um die Tuberoze handelt. Dem so wird der Name dieser schönen Blume richtig geschrieben.

Tuberoze (tuberosa) heißt in's Deutsche übersezt „die Knollige“, und die Pflanze ist so genannt wegen der knollenförmigen Wurzel. So heißt auch die Kartoffel mit botanischem Namen Solanum tuberosum: der knollige Nachtschatten. Man sieht, der Tuberoze ergiebt es wie einigen anderen Blumen auch: sie hat einen sehr wohlklingenden lateinischen Namen, übersezt man diesen aber in's Deutsche, so kommt recht Prosaisches heraus. Wie schön



Aus einem Silhouetten-Album des vorigen Jahrhunderts. — Siehe Seite 150.

Klingt Tuberoze an Rose an und wie garstig klingt es: die Knollige.

Die Benennung Tuberoze ist hervorgegangen aus dem Art-namen der Pflanze, ihr Name lautet vollständig Polyanthos tuberosa. Auch der Haupt- oder Gattungsname der Pflanze, Polyanthos, ist bemerkenswerth; aus dem Griechischen in's Deutsche übersezt heißt er: die Stadtblume. Man nimmt an, daß die Pflanze so genannt wurde, weil sie besonders in den Städten zur Ausschmückung von Fenstern, Balcons, Rampen, Terrassen u. Verwendung fand. Sonst wurde sie in früherer Zeit auch Herbst-Hyacinthe oder indische Hyacinthe genannt. Man nahm früher an, daß sie aus Ostindien stammte, in neueren Werken aber wird Mexico als ihre Heimath angegeben.

Die Tuberoze ist einmal Modeblume gewesen, dann aber aus der Mode gekommen. Aus meiner Kinderzeit her erinnere ich mich noch an die vielen Töpfe mit Tuberosen, die im Herbst auf den Danziger Markt gebracht wurden. Man vergißt diese Pflanze nicht so leicht, wenn man sie einmal gesehen hat. Sie macht einen eigenthümlichen Eindruck durch den schlanken Schaft, der, unten stark, nach oben hin schwächer beblättert, mindestens drei Fuß hoch sich erhebt und an seiner Spitze die so ungemein stark duftenden Blumen trägt, die innerlich rein weiß, äußerlich fleischfarblich angehaucht sind. Man sieht es der Pflanze leicht an, daß sie zu den Lilengewächsen gehört. Zu derselben Familie zählt auch die der Tuberoze übrigens sehr unähnliche Blume, welche die blaue Tuberoze, sonst auch Liebesblume (Agapanthus) oder Schmucklilie genannt wird. Allgemein bekannt ist dieses schöne Gewächs, das aus denselben Gründen „Stadtblume“ genannt werden könnte, denen die weiße Tuberoze diesen Namen verdankt.

Seit einigen Jahren ist die Tuberoze wieder beliebt geworden. Man kann sie als Topfpflanze bei allen Berliner Gärtnern erhalten. Von großer Bedeutung aber sind ihre Blüten für die Blumenbinderei geworden. Ristenweise werden sie uns aus Italien und dem südlichen Frankreich zugesandt und in den Berliner Blumenläden verarbeitet. In den südlichen Ländern ist die Kultur der Tuberoze leicht, selberweise wird sie in Süd-Frankreich angebaut zur Gewinnung ihres Duftes für die Parfüm-Fabrikation. In den Südstaaten von Nord-Amerika, wo sie ebenso leicht sich ziehen läßt, zählt sie seit alter Zeit bis heute zu den beliebtesten Blumen und ist überall in großer Menge zu finden.

Bei uns begegnet die Kultur der Tuberoze leider einigen Schwierigkeiten. Wir erzielen wohl Blumen aus den Knollen, aber meist nur einmal. Knollen, die einmal Blüten gebracht haben, blühen selten zum zweiten Male. Man kann sie im Zimmer überwintern, aber das hat keinen Zweck. Vielmehr ist es besser, daß man sich immer wieder neue starke Knollen vom Handlungsgärtner verschafft, wenn man blühende Tuberosen haben will.

Der größten Beliebtheit erfreute die Tuberoze sich im vorigen Jahrhundert. Indem ich in meiner Bücherei umherfuche, finde ich zwei alte Dichter, welche zu Ehren dieser köstlichen Blume ihre Leier haben erklingen lassen. Der Erste ist der ehrbare Herr Barthold Heinrich Brodes, der in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott“ (Übungen 1753) der Tuberoze ein Lied von hundertundacht Versen widmet. Es beginnt also:

Jüngst trat ich in mein Schlafgemach
Und stuzte fast, als ein gar strenger Duft
Von einer fast ambrirten Luft,
Als wie im Schwall, mir recht entgegenbrach.
Ich such' und fand sogleich von dieser Lieblichkeit
Die Quelle, die so süß als schön,
In einem blauen Topf an meinem Fenster steh'n.
Dies war, in blühender Vollkommenheit,
Ein Tuberosen-Topf.

Es folgt dann eine sehr genaue Beschreibung der Blume und eine fromme Betrachtung über dieselbe. Uebrigens denke ich, Herr Brodes wird, ehe er sich zu Bette legte, den Tuberosen-Topf aus seinem Schlafzimmer entfernt haben. Der Duft der Blume ist so stark, daß es Niemandem zu rathen ist, sie in sein Schlafgemach zu stellen. In dieser Hinsicht ist der Blume nicht zu trauen, wenn auch ein Botaniker des siebzehnten Jahrhunderts, Georg Eberhard Rumph, sie Amica nocturna, die nächtliche Freundin, genannt hat, deshalb wohl, weil ihr Duft, auch derjenige anderer weißer Blumen, in der Nacht am stärksten ist.

Der andere Sänger der Tuberoze ist Herr Gottfried Benjamin Hande, der 1781 in Leipzig und Dresden drei Bände jetzt längst vergebener Gedichte herausgegeben hat. Eines davon ist überschrieben: „Lob der Tuberoze“, und unter der Ueberschrift findet man die Bemerkung: „Auf Verlangen nach einer gewissen Melodie verfertigt.“ Das Lied enthält zehn sechszeilige Strophen, deren erste lautet:

Lobt and're, Nelken und Viole,
Lobt Rosen, Liljen und Jasmin,
So sag' ich euch doch unverholen,
Daß ich nicht dieser Meinung bin:
Weil mich der Tuberosen Pracht
Auf ihre Seite hat gebracht.

Dann heißt es weiter:

Die Tulipane muß sich schmiegen
Und wird hier billig nachgesezt,
Sie kann die Augen zwar vergnügen,
Doch wird die Nase nicht ergötzt;
Wo aber Tuberosen blüh'n,
Da sehnt sich Aug' und Nase hin.

Das schöne
Lied schließt mit
den Zeilen:
Die Tuberoze
soll allein.
Bei mir die lieb-
ste Blume sein.

Weit über
hundert Jahre
sind vergangen,
seit die Tube-
roze besungen
wurde. Jetzt ist
sie wieder in die
Mode gekom-
men, — findet
sich nicht ein
Dichter, der
auf's Neue ihr
Lob verkündet?
J. Trojan.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Kürbis-Marmelade. — Ich habe in England sehr wohl-schmeckende Kürbis-Marmelade gegessen und würde mich freuen, das Recept dazu zu erhalten. In meinen Kochbüchern steht es nicht.
Franziska D., Berlin.

Irish Stew. — Wer kann mir ein gutes Recept zur Vereit-ung von Irish Stew mittheilen?
M. in M.

Magdeburger Sauerkohl. — Da ich in diesem Jahre beson-ders viel Weiskohl gewinne, möchte ich Sauerkohl nach Magde-burger Weise bereiten. Wer ist so freundlich, mir das Recept hierfür anzugeben?
Frau R—h, Oken.

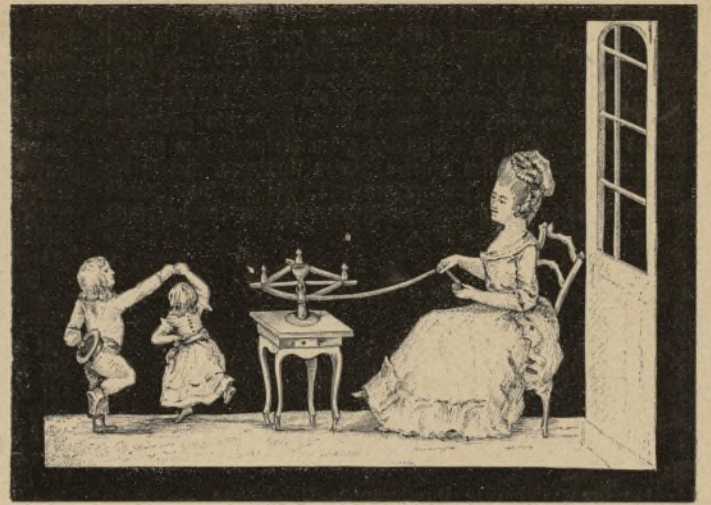
Alteutsche Leinen-Vorhänge. — Kann mir Jemand angeben, wie alteutsche Leinen-Vorhänge gewaschen werden, ohne daß die bordeauxrothe Baumwollen-Stickerie darunter leidet?
Abonnettin in Wien.

Salicyl. — Da man in Italien kein Salicyl-Mundwasser be-kommt, so möchte ich mir dasselbe selbst bereiten. Kann mir zu diesem Zwecke Jemand ein Recept angeben, wie man dasselbe her-stellt?
Eine Abonnettin in Florenz.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Eisenflecke (136). — Um Eisenflecke aus Leinwand zu ent-fernen, wird uns noch folgendes Verfahren mitgetheilt: Man ent-fernt die Flecke am besten, indem man die betreffenden Stellen ordentlich anfeuchtet, sie über einen heißen Blechloffel oder einen Kessel mit kochendem Wasser zieht und mit fein gepulver-tem Kleesalz anreibt, dann aber sofort in warmem Wasser tüchtig nachwäscht. Am einfachsten geschieht das Ausmachen der Flecke bei der Wäsche, wo die Stücke sofort in den Kessel geworfen werden können, denn obwohl das angegebene Verfahren vollkommen



Aus einem Silhouetten-Album des vorigen Jahrhunderts. Siehe Seite 150.

sicher und unschädlich ist, empfiehlt sich doch Vorsicht, da das Kleesalz ganz ausgewaschen werden muß.
E. K. in T.

Kräuseln der Haare (119). — Wer glatte Haare gekräuselt tragen will, dem bleibt wohl kaum etwas Anderes übrig, als sie zu brennen oder zu wickeln, vielleicht aber gelingt ein Versuch mit der neuerdings vielfach empfohlenen „Kefeda-Kräusel-Pomade“, welche die ersten Häuser für Parfümerien u. führen.

Abonnettin in Berlin.

Türkisches Sultanbrod (119). — Unter dem Namen „Türkisches Sultanbrod“ lernte ich verschiedene Gebäcke kennen, das Eine ist eine im Oriente bereitete Confiture von Honig, Eiweißschaum, Mandeln, Rosenwasser und verschiedenen Frucht-Zusätzen, die zu einer Kugel geformt im Ofen getrocknet, von ziemlich widerlich süßem Geschmacke ist. Ein zweites „Sultanbrod“ besteht aus folgenden Zutaten: Ein Kilo enthäuteter Mandeln wird mit 2 ganzen Eiern fein gerieben, 1/2 Kilo Zucker vorsichtig zu Caramel ge-brannt, die Mandeln hinein gegeben und bis zum vollständigen Erkalten gerührt. Ist dies geschehen, fügt man weitere 16 Eidotter, 16 Gramm fein gestoßenes Zinnet, den gut geschlagenen Schnee von 6 Eiweißen hinzu, füllt die Masse in einen mit Butter aus-gestrichenen Papierkasten und läßt sie in mäßig heißem Ofen eine Stunde backen.
Abonnettin in Bukarest.

Honig (119). — Die unbedingte Echtheit des Honigs festzu-stellen ist sehr schwer, da derselbe, ganz verschieden von Geschmack und Farbe, doch vollkommen unverfälscht sein kann. Vienen, die auf Lindenblüthen schwärmen, erzeugen einen hellen, sehr mild schmeckenden Honig, während der von solchen die in der Heide leben, dunkel, stark aromatisch, fast streng ist. Im Allgemeinen gilt ein rasches Verzuckern des Honigs als Beweis seiner Echtheit, auch ist er für Temperatur-Einflüsse sehr empfänglich, verdickt sich leicht an einem kühlen Orte, wird aber, — warm gestellt, — eben-so rasch wieder vollkommen flüssig. Eigenschaft, die der mit Zucker verfälschte, künstlich hergestellte, der fast immer durchsichtig klar und flüssig bleibt, nicht besitzt.

Frau Pastor B., Lüneburger Heide.
Rococo-Stoffe (136). — Rococo-Stoffe besten Genes finden Sie in den großen Berliner Möbelstoff-Geschäften von Gerson, Ehrenhaus, und Mächer und Münchow.

Rathschläge.

Birnen in Zucker. — Reife, aber noch feste Muscateller Bir-nen oder heurre-blancs werden ungeschält halb weich gekocht, in kaltes Wasser gelegt, und wenn sie abgekühlt sind, recht glatt ge-schält, auch schneidet man die Stiele zur Hälfte ab. In Wasser mit ein wenig Citronensaft vollends gar gekocht, legt man sie abermals in kaltes Wasser und läßt sie dann auf einem Siebe abtropfen. Je auf 1 Kilo Frucht rechnet man 1 Kilo Zucker, klärt diesen, läßt die Birnen in demselben aufkochen, schäumt sie, nimmt sie aus dem Zucker, füllt sie in einen Kaps, gießt den Saft kochend über und wiederholt das Aufkochen in dem Zucker an den drei folgenden Tagen, indem man den Saft sich etwas verdicken läßt und ein wenig Zucker hinzufügt. Am vierten Tage ist das Einkochen beendet, die Birnen werden in Gläser gepackt, mit dem Saft übergossen und luftdicht verschlossen aufbewahrt.

Birnen in Essig. — Die Birnen, heurre-blancs oder Berga-motten, werden in gleicher Weise wie die vorhergehenden zubereitet, 2 1/2 Kilo Früchte, — dann aber in 1 1/2 Liter Essig und 1/2 Kilo Zucker weich gekocht. Sind die Birnen herausgenommen, so wirft man einige Gewürznelken und ein Stückchen Caneel in den Essig, läßt ihn etwas einkochen, gießt ihn durch ein Tuch über die Bir-nen, und kocht diese an den folgenden zwei Tagen nochmals mit dem Essig auf.
E. K.

In dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnetten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Kind von Otto Durr in Leipzig.